

Maximilian Schmidt
genannt Waldschmidt
(1832 – 1919)

Der Mautner-Flank

Erzählung
(1889)

Der Mautner-Flank

I.

Das südöstliche Gebiet des bayerisch-böhmischen Waldes, das Dreisesselgebirge, ragt als ein mächtiger Wall empor, welcher mit ziemlich gleicher, etwa 1300 Meter hoher Kammhöhe südostwärts streichend, sich von Frauenau in Bayern bis gehen den Paß von Glöckelberg erstreckt. Dieses durchweg mit prächtigem Hochwalde bestockte, die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meere bildende Gebirge ist aus Granit zusammengesetzt und über und über mit Granitblöcken bestreut. Aus übereinandergetürmten Riesenblöcken dieses Gesteins bestehen auch die den Gebirgswall nur wenig überragenden Gipfel, der Dreisesselstein, der Hohenstein, der bayerische und böhmische Blöckenstein und der Hochfichtl.

Gegen Bayern hin begrenzt dieser Gebirgszug eine der eigentümlichsten Gegenden des bayerischen Waldes, nämlich die sogenannte „Neue Welt“, welche an den Ufern der bei Frauenau am Dreisessel entspringende Michel, etwa drei Stunden im Geviert haltend, sich ausbreitet und in zwei Pfarrgebiete zerfällt, welche den Kern der gesamten Weiler und Einzelhöfe bei den Kirchen zu Breitenberg und Neureichenau bilden.

Dieser Grenzbezirk war im vorigen Jahrhundert noch eine völlige Wildnis, die nur dann und wann der Fuß des Holzhauers, des Jägers oder eines an der Grenze hinschleichenden Schmugglers betrat. Begünstigt von den Fürstbischöfen von Passau rodeten die von allen Seiten hergewanderten Ansiedler die ausgedehnte Wildnis aus und machten den Bezirk urbar, so daß er heutzutage als einer der gefälligsten und wohlgepflegtesten gilt. Gegenwärtig zählt die Bevölkerung der „Neuen Welt“ über 8000 Seelen. Die namhaftesten Kolonien sind außer Breitenberg und Neureichenau „Klafferstraß“ und die weitverstreuten „Lackenhäuser“ am Fuße des Dreisessels, hart an der Grenze.

Die Neuweltler sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, insbesondere ist das weibliche Geschlecht von der Natur freigebig mit allen Reizen und den gefälligsten Zügen ausgestattet. Sie sind gute Arbeiter von aushaltender Kraft, haben ein treffliches Gemüt und zeichnen sich durch große Ehrlichkeit aus. Nur an der Grenze blüht der Schleichhandel, in dem das Volk kein Verbrechen erkennt und den es mit Eifer und Mut bis zum Äußersten betreibt.

Die Bauern werden hier, je nach der Größe ihres Besitzes Groß-, Mittel- oder Kleinhäusler benannt. Statt der Dienstboten arbeiten die sogenannten „Inleute“, deren ein größerer Bauer oft zwei bis drei Familien besitzt. Sie wohnen in den diesen Bauern gehörigen „Inhäuseln“ und erhalten etliche „Strähne“ (Streifen) Ackerlandes zugewiesen, die ihnen der Bauer mit Flachs, Kraut, Kartoffeln und anderem bebaut. Diese Inleute arbeiten für ihren Bauer in ständigem Tagelohn, wofür sie zur Zeit dieser Erzählung (1832) etwa vier Kreuzer Lohn und die Kost erhielten. Sie haben übrigens alle noch einen Nebenverdienst und sind während der Winterszeit fast alle Spinner und Weber.

Der Winter währt hier sehr lange, und nur ein kurzer Sommer ist dieser Gegend beschieden. Trotz ihrer Weltabgeschiedenheit herrscht aber in der Neuwelt ein reges Leben. Jeder Tag bringt Neues, zumal an der „Graniz“ (Grenze) in der Nähe von Zollämtern.

Dreht sich in der Stadt der sogenannte Klatsch meist um Theater, Konzerte und Politik, so bilden hier die Hauptunterhaltung der rege, erlaubte und nicht erlaubte Handel hinüber und herüber, die Jagd, die Wilderei und die Passanten.

Heute aber, an einem prächtigen Hochsommerabend, beschäftigten noch andere Vorkommnisse die Gäste auf der Kegelbahn an der Klafferstraße, einem Wirtshause an dem vom österreichischen Orte Klaffer nach Waldkirchen führenden Wege. Hauptsächlich besprach man das morgen stattfindende Jakobi-Bergfest auf dem Dreisessel, den sogenannten

„Hirtenkirta“, wozu von allen Seiten Bergfahrer herankamen, von denen schon viele heute anlangten, um in den Gasthäusern am Fuße des Gebirges Nachtherberge zu nehmen.

So war auch das Wirtshaus „Zur Klafferstraß“ mit dem daranstoßenden schattigen Garten schon ziemlich mit Touristen besetzt, während auf der Kegelbahn jenseits der Straße nur etliche Gäste ihr Spiel machten. Diese Gäste bestanden aus einigen Scheiterhauern (Holzarbeitern), die wegen des morgenden Feiertages von dem Hochwalde, wo sie in der Regel die ganze Woche über verweilen, herabgekommen waren und sich vor der Rückkehr zu ihren Familien noch hier an gutem Jandelsbrunner Gebräu stärken wollten, aus einem aus Böhmen herübergekommenen, mit Glasperlen handelnden Hausierer, dem Federnwastl, so genannt, weil er seinen Hut ringsum mit farbigen Federn geschmückt hatte, und einem Inhäuslerssohn aus dem nahen Penzenhofe, genannt der Frischmichl.

Dieser gab sich zwar auch für einen Hochwaldarbeiter aus, aber er galt für einen der eifrigsten Schmuggler und Wilderer in der Umgegend. Der etwa siebenundzwanzigjährige Bursche trug nach der Sitte der Neuweltler Spenser und Hose aus blauem Zwirnzeug, Holzschuhe und einen alten, runden Filzhut. Aus seinem dunkelfarbigem, glatt rasierten Gesichte mit stumpfer Nase blickten zwei große, bald wild aufblitzende, bald wieder sanft blickende Augen, und die braunen Haare hingen ihm wirr über Stirn und Nacken.

Den Frischmichl sah man nur selten arbeiten, aber er hatte fast immer Geld in seinem ledernen Beutel und kümmerte sich blutwenig darum, ob er im Spiele gewann oder verlor. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich der zwischen der Kegelbahn und dem Gasthause vorüberfahrenden Straße zugewandt. Da war für ihn nichts ohne Bedeutung; jedem Vorübergehenden blickte er lauernd nach, besonders aufmerksam aber verfolgte er die Jäger oder die Grenzaufseher, welche letztere, vom Breitenberg, vom Mauthause oder den Lackenhäusern kommend, häufig der Weg hier vorüberführte. Nur hie und da sah er aufmerksam nach dem böhmischen Hausierer. Aus dessen ihm wohlbekanntem, von den andern aber unbeachteten Zeichen hatte er eine wichtige Botschaft zu empfangen, doch war hier nicht der Platz zu geheimen Abmachungen.

Der Wirt, in langer Hose und weißem Schurz, die aus Buchenschwamm gefertigte, grün eingefasste Zunderhaube auf dem Kopfe, trug in gläsernen Maßkrügen das Bier heran. Er stellte soeben dem Michl einen solchen hin mit dem Wunsche: „G’segn’s Gott!“

Michl, der, bis ihn die Reihe zum Kegeln traf, von den andern entfernt stand und in die Landschaft hinausblickte, erwiderte nicht.

Deshalb sagte der Wirt leise: „Deine Gedanken, vermoan i, san heunt aa mehr droben im Hochwald als beim Kegeln. Wennst da oben nöd besser treffest, als auf meiner Kegelbahn, hätt’s Privatisiern bald an’ End.“

„Bin i dir was schuldi?“ fragte Michl, dem Wirt einen bösen Blick zuwerfend. „Wennst nomal an’ solchen Verdacht aussprichst, verkehr i d’ Klafferstraß und geh auffi zum Rosenberger.“

„Ge, z’wegn dem oanzigen Wörtl magst jetzt glei so firri sein!“ entgegnete der Wirt begütigend. „I sag nix mehr, i denk mir’s halt.“

„Du hast dir aa nix z’denken über mi,“ entgegnete verdrossen der andere.

„No, so denk i mir halt über andere was, vielleicht über d’ Mautner Lori.“

„Red nöd von der,“ versetzte Michl errötend, „und lach nöd. I bin koa’ Pfund Lumpen wert, i woaß’s. Nix is mir heili auf der Welt, i veracht’ alles; aber oans giebt’s für mi, für dös i hundert Leben gebet, wenn’s sei’ müaßt, oans is ’s, dös mi halt, wenn i vermoan, es is alles aus, und dös is ’s Mautner Deandl. Neamd woaß’s, als du, Wirt; nöd amal ’s Deandl. Gottlob, daß sie’s nöd woaß!“

„Ja, no’, i hon’s aa nur auf a ganz bsundere Art erfahrn,“ versetzte der Wirt. „Es war im Auswärts, in derseln Nacht, wie r i die vor meiner Thür troffen hon, dahetzt wie r an’ Hirsch, koan Schnauer hast mehr kriegt, und wie r i die einigschloaft hon in d’ Kammer, hast gmoant, es geht ans Sterben.“

„Wär i gestorben! Koa' Katz hätt' nach mir gschrie'n!“

„Andern Tags hat's g'hoßen, im Blöckenstoana Hochwald is a mächtige Bär von an' Wilderer daschossn wordn,¹ aber d' Forstleut san dazua kömma, der Wilderer hat Reißaus gnomma und 'n Första sei' Sohn hat eam a Kugel anstatt an' Schußgeld vermoant. Troffa hat er'n nöd, dagegen hätt' 'n Wilderer sei' Schuß bald a Hoamat gfunden. Wer's gwen is, neamd woäß's.“

„I nöd!“ fiel Michl rasch ein.

„Wer red't denn von dir?“ sagte der Wirt mit einem Anflug von Spott. „Die Sach is nöd weita kemma, troffen hat der Wilderer nöd, und was Gwiß's hams halt nöd gwußt. Der Bär hat 354 Pfund im Gwicht g'habt, und d' Haut und 's Fett hätt'n ela (viel) Thaler einbracht.“

„Alle Toifl! Red nimmer davo'!“ sagte Michl erregt und sich mit der Hand durch die Haare fahrend.

„Dei' Kranket hat mit dera Sach nixi z'thuan g'habt,“ meinte dann der Wirt schmunzelnd.

„Gwiß nöd!“ versicherte Michl.

„Wie 's hat sein woll'n, is andern Tags, es is der Palmsunnta gwen, d' Mautner Lori zu uns auffa kömma, ehvor 's auf Breitenberg in d' Kirch is. Der hon i 's anvertraut, wie schlecht daß d' dran bist, weil i ja woäß, was für große Stück daß 's auf die halt. Schnell is 's hoam und hat Essenzen, an' Holbasaft (Himbeersaft) und was woäß i all's daherbracht und kurzum, in zwoamal vierazwanz'g Stund bist wieder g'sund gwen.“

„Sollt i nöd g'sund wern, wenn mir dös heili Deandl selm d' Sach bringt?“

„Aber warum is's denn geg'n di so barmherzi? Was hast ihr denn tho?“

„I? Nix hon ihr tho' – und dennast ebbas. I erzähl dir's nacha,“ sagte Michl, denn in diesem Augenblick wurde er zum Kegelspiel gerufen.

Er warf mit großer Gleichgültigkeit seine Kugel hinaus und fehlte. Ebenso gleichgültig warf er, als der verlierende Teil, sein Geldstück hin und sagte:

„Spielts ohne mi weiter. I hon heut koan Geist zum Kegelschieben.“

Die anderen begannen ein neues Spiel, und Michl unterhielt sich an einem Tische abseits mit dem Wirte. Dieser war neugierig, von dem Burschen weiteres zu hören. Er nahm daher das vorige Gespräch wieder auf.

„Von der Lori ihran Bruada, 'n Mautner Rudi, hört ma' ja gar nix mehr. Wo wird si' der umananda treibn.“

„Woäß's i?“ entgegnete der Bursche. „Oft muaß i an eam denken – leicht, daß er nimmer lebt. Es traamt mir so oft von eam und von die Lebendigen traamt mir sunst selten.“

„Aber daß er aa so gaach furt is!“ versetzte der Wirt. „Er hat ja nix dafür könnä für dös Unglück von seina Schwester?“

„Ja no', du woäßt ja, was der Mautner für a hitziger Herr is und dem is er halt davo. Von jeher hat er 'n Rudi grad wie r an' Hund behandelt. Wir san und bleibn die besten Spezl'n. Wie oft is er nöd gstrixt worn, weil er nöd von mir lassen hat, weil i grad an' arma Inhäuslerssuhn bin! Aber wir ham zamghalten wie Stahl und Eisen. Mi hat dös aa verbittert, daß mi mei' Armut a so schändt, und dös is viel dran schuld, daß i mi mit G'walt über dös miserable Schicksal wegg'setzt hon. Du woäßt, was i moan.“

„I kann mir's denken,“ versetzte der Wirt. „Der Rudi is z'erst in d' Studie kömma auf Passau; da hat si' aber nöd viel außa gschaut.“

„Dös Lateinisch is eam halt nöd handsam gwen, und weil er amal a Halbe Bier in an' Wirtshaus trunken hat, ham's 'n davong'jagt. Da is der Mautner ganz rabiat worn. Schandvoll hat er 'n behandelt. In Breitenberg ham grad Komödianten gspielt; 'n Rudi hat dös gfalln und wie 's an' etli Tag furt warn, Östreich zua, is er marschus eahna nachi und is Komödiant worn.“

¹ Es war der letzte Bär, der 1832 in diesem Revier erlegt wurde. Es kamen aber von den fürstlich Schwarzenbergischen Waldungen an der Nordseite des Blöckenstein noch öfters Bären ins bayerische Gebiet herüber. Den letzten spürte man 1852.

„Wie 's 'n zum Militär treffen hat, is er wieder hoam kömma. Da hat er schon ausg'sehn, wie r a rechta Flank; da hat sei' Vata nöd stolz sein köнна,“ ergänzte der Wirt.

„Zu an' schön' Gwanta g'hört a Geld und dös is bei die Komödianten, die amananda vagiern in der Welt, nöd dahoamt,“ versetzte Michl. „Der Rudi hat si' richti einigspielt und hat einrucken müassen. Mein Gott! Da is 's eam erst recht schlecht ganga, als Gmoana. Ausghalten hat er 's ja die drei Jahr, aber halt 'n Arrest hat er kenna g'lernt, wie nöd leicht oana. Er hat halt auf sei' Klüftl (Kleider) koa' Acht gebn, Schlechts hat er nix tho'.“

„Wie r er hoamkömma is gen Weihnachten, da hat er aa recht verlumpt ausg'sehn. Ös seids ja da gwen bei mir. Aber am andern Tag is er schon wieder auf und davon,“ warf der Wirt ein.

„D' Ursach is leicht zum Erraten. Er hat von Passau a Pistoln mitbracht für sein Vatern zum Christkindl – lauter Lohnwachen hat er brennt (gehalten), um 's Geldei zamz'sparen. Am heilin Abend lad't er die Pistoln und wie 's sein will, kimmt sei' Schwester dahinter, sie woäß nöd, daß 's g'laden is, der Schuß geht los, und sie fällt wie tot um. Der Rudi kimmt dazua und wie er dös Unglück sieht, von dem d' Schuld wieder nur eam trifft, weil er ja d' Pistoln hoam bracht hat, kriegt er halt Angst vor der Wut von sein' Vatern und da is er auf und davon, neamd woäß, wohin. Der Schwester is's recht schlecht ganga, der Fuaß is scho' ganz brandi worn, koa' Mensch hat mehr glaubt, daß 's wieder wird. Da hat mir mei' Muatta a Salben geb'n aus lauter guate Kräutln. Geh ummi zum Mautner Deandl, hat's g'sagt, bring ihr die Salben, sie soll d' Wunden damit einschmiern. Und i hon ihr 's bracht. Und von Stund an is der Brand zurücktreten, d' Wunden hat's Heilen ang'fangt und heut is's Deandl frisch und g'sund bis auf a kloans weng, daß 's hinken muaß. Ihr erster Ausgang is zu meiner Muatta gwen. So schön hat's ihr dankt! Und da hat's aa mir d' Hand gebn und hat mi so liab ang'schaut, so, i woäß gar nöd, wia; aber seit dera Zeit vergiß i die Augen nimmer und vergiß dös Deandl nimmer.“

„Ah so,“ versetzte der Wirt, „iatz is 's mir erklärli, warum 's gar so b'sorgt gwen is um die und daß 's es so g'freut hat, wie's g'hört hat, daß d' wieder g'sund bist.“

„Wirt,“ sagte Michl leise, „i bin a Lump, i woäß 's; aber dös Deandl könnt mi zu an' rechtschaffna Menschen machen, wenn –“

In diesem Augenblick kam der Pechhannes in die Kegelbahn. Sein aus ungebleichten Leinen bestehender Anzug war äußerst schmutzig. Er hatte eine alte, abgenützte Zipfelmütze auf dem Kopfe und den Sack auf dem Rücken.

„Jeß, der Pechfink!“ riefen die Gäste; „iatz wird 's gschmiert.“

„Dös wird 's!“ entgegnete der schmierige Ankömmling mit einer gewissen erzwungenen Freundlichkeit, die sich in seinem von langen Bartstacheln bedeckten Gesichte mit den habgierigen Augen geradezu widerlich ausnahm. „Aber mitspieln müaßts mi und gwinna müaßts mi lassen – viel gwinna – nacha erzähl i enk was Nuis.“

„Dös wird was Gscheits sein!“ meinten die andern.

„Was G'scheits is 's nöd,“ erwiderte Hannes, „aber es wird enk dennast verinteressieren, bsunders 'n Frisch durt. Also, daß 's es wißt: der Mautner-Flank is wieder da!“

„Der Mautner-Flank!“ riefen alle, bis auf Michl, in dessen Gesicht ein freudiger Strahl aufblitzte.

„Wennst vom Mauthner-Suhn red'st, so nennst 'n beim rechten Nama,“ sagte er dann heftig. „Rudi hoäß er, nöd Flank; und iatz sag, wo hast 'n g'sehn?“

„Draußen am Sonningersteig. Glei hon i 'n dakennt, wenn er aa voller Bart is und aussieht, wie r a verlumpter Handwerksbursch. Er hat mir nöd stand ghalten, wie r i 'n ang'red't hon, er is Broatenberg zua. I hons wohl gsehn, daß er 'n Ort umgeht und auf an' Sprung in 'n Freithof eini is. Wenn i mi nöd g'irrt hon, sitzt er iatz unter der großen Linden obern Mauthaus. Er wird eam halt denken, die Freud kimmt sein Vatern allemal no' früah gnuu. Zum Grüaß Gott wart' er besser d' Nacht ab.“

„Wirt, mei' Zech zahl i, wenn i wieder kimm!“ rief jetzt der Frischmichl, gab dem Federnwastl einen bedeutungsvollen Wink und eilte quer ab von der Straße dem Platze zu, welchen der Pechhannes bezeichnet.

Die Zurückgebliebenen aber setzten das Gespräch fort.

„Wer is denn der Mautner-Flank?“ fragte der Hausierer.

„Ja no' – halt a Flank, a Lump, der ninderst guat thuat,“ erwiderte der Pechhannes.

„Daß doch oa' Lump so gschwind an' Stoa' auf den andern werfen mag!“ sagte jetzt der Wirt, halb im Spaß, halb im Ernst.

„Du, hab Respekt vor mein Alter!“ entgegnete der Pechler. „I feier scho' bald mei' vierz'gjährigs Jubiläum als Pechler und –“

„Als no' ebbas,“ ergänzte der Wirt. „Sag's lieba nöd.“

„Wennst nöd manierli bist, Wirt, so künd i dir mei' Kundschaft!“ erwiderte lachend Hannes; „nacha kannst schaugn, wie die Kreidnstrichln awakömma von deiner Wirtstafel. Aber daß ma gscheit reden, der Mautner-Bua is da, in allem Ernst. Da wird's wieder lusti wern, wenn der d' Zupfgeigen spielt zu unsere Gsangln. Laß frische Soatn (Saiten) aufziagn, Wirt, nacha hörst mi aa wieder singa.“

Und da ihm der Wirt den gläsernen Maßkrug brachte, sang er auch ohne Zupfgeige:

Da hint bin i vüra,
Wo d' Sunn so schö' scheint,
Wo Summa und Winta
Koa' Fenster a'leihnt (auftaut).

„Schänd dei' Hoamat nöd!“ rief der Wirt. „Heut siehgst koa' g'forns Fenster in der ganzen Neuwelt; dei' Gsangl is falsch, so falsch wie dei' Stimm. Trink liaba! I kanns nöd leiden, wenn g'sunga wird, wo andere Leut flenna möchten; i zum Beispiel.“

„Aber warum denn?“ fragte man.

„Der Mautner Rudi geht mir im Kopf um, seit daß d' g'sagt hast, er is am Freithof gwen. Schau, da hat er 's Grab von seinu Muatta aufg'suacht. I kann mir leicht denken, wie r eam da z' Muat gwen is, denn mit dera is sei' Glück eingrab'n worn; es hat eam nimmer g'leucht seit dera Zeit!“

„Ah was, wer denkt an den Flanken!“ rief der Pechler.

„Hör dös Schimpfen auf!“ rief jetzt der Wirt erzürnt. „I kann's nöd leiden, daß ma' aufs Unglück alleweil no' auffi wirft, b'sunders wenn's oana thuat, der wohl acht gebn därf, daß er zwischen durchi kimmt mit heiler Haut!“

„Moanst mi?“ rief der Pechler.

„Ja, di moan i!“

„No', so hast mi gsehgn! Mei' Einkehr is künfti nimmer da; den Pfifferling von meiner Schuld sollst morgn kriegn – so, adis!“

Er nahm seinen Sack und ging. Öfters blickte er um, hoffend, der Wirt werde ihn zurückrufen. Aber er täuschte sich.

Auch die übrigen Gäste waren froh, daß der „Pechfink“ sich so bald entfernte.

Der Wirt aber blickte angestregten Auges nach der Richtung, in welcher sich der Frischmichl entfernt. Er war höchst neugierig auf die Mitteilungen des Ankömmelings, der nicht nur vom Pechhannes, sondern in der ganzen Neuwelt mit dem Schimpfnamen bezeichnet wurde: der Mautner-Flank.

II.

Etwa eine Viertelstunde vom Klafferstraßwirtshause entfernt befindet sich an der Straße nach dem österreichischen Orte Schwarzenberg das bayerische Zollhaus. Es ist ein einstöckiges

Gebäude, nach Art der Häuser in der Neuwelt mit einem aus Holzschindeln bestehenden Spitzdache, die vier Wandflächen ebenfalls mit Holzschindeln, dem sogenannten Wettermantel, bekleidet. Weiter rückwärts befindet sich ein großer Zollstadel und ein kleines Häuschen für die Grenzschutzwache. Ein Garten mit Blumen und verschiedenen Gemüsearten, besonders Stangenbohnen bepflanzt, schließt sich an die eine Seite des Hauses an, dessen obere Fenster mit sorgfältig gehaltenen Blumenstöcken verziert sind. Dort ist die Wohnung des Zolleinnehmers oder Mautners. Ebenerdig ist auf einer Seite die Kanzlei, auf der andern die Wohnung des Amtsdieners oder Zollwarts, vor deren Fenster zwei große, weite Gläser mit Laubfröschen stehen.

Gerade vor dem Hause befindet sich der quer über die Straße abschließende, blau-weiß angestrichene Schlagbaum, an einem Ende mit einem langen Holzblock beschwert, während an dem andern eine Kette befestigt ist, mittels welcher der Schlagbaum je nach Bedürfnis in die Höhe gezogen werden kann.

Vor der Wohnung des Zollwarts ist eine Bank angebracht, auf welcher dieser viele Stunden des Tages, seine lange Pfeife rauchend, zubringt, ins österreichische Land hineinschaut und jeden Ankommenden vorschriftsmäßig examiniert. Der alte Zollwart Hermann war ein großer Mann mit einem sehr ausdrucksvollen Gesicht, einem grauen, kurz gehaltenen Schnurrbart, und hatte den Kopf über und über mit kleinen schwarzgrauen Löckchen bedeckt.

Seine Kleidung bestand in einem breitschoßigen mit breiten Taschen besetzten Frack aus grauschwarzem Tuche, einer ausgewaschenen Nankinghose und einer ebenso verwaschenen Piquetweste, einer weißen, gelbgetupften, kravattenähnlichen, hohen Halsbinde und einer dunkelblauen, mit mächtigem Schirm versehenen Dienstmütze, die aber meistens nebst dem leinenen, blau und weißen, sorgfältig ins Dreieck zusammengelegten Sacktuch neben ihm auf der Bank lag.

Wenn sich sein Blick von der Straße abwandte, sah er zum Firmament empor oder zu den Laubfröschen hin, denn außer seinen dienstlichen Verrichtungen interessierte ihn nichts so auf der Welt als das Wetter, und er war auch weit und breit als Wetterprophet bekannt.

Der Mautner saß dagegen in seiner Kanzlei und arbeitete an seinen Einträgen. Er war ein großer, etwas beliebter Mann mit ungemein strengen Zügen; man erkannte in ihm sofort den Soldaten, der lange Jahre hindurch das Kommandieren gewöhnt war. Er hatte üppige graue Haare, die über der hohen Stirn einen „Kakadu“ bildeten, und einen bis zur Hälfte der Backen reichenden Bart. Kinn und Oberlippe waren glatt rasiert. Sein Anzug bestand in einem langen, dunkelblauen Uniformrock, auf dessen stehendem Kragen eine Eichel und zwei Blätter mit Silberfaden eingestickt waren; eine helle Sommerhose, ebensolche Weste und die weiße, bis ans Kinn reichende Kravatte machten den übrigen Anzug aus. Ein alter, weißer Spitzhund lag neben dem Stuhle seines Herrn.

Der Mautner ward in seinen Rechnungsarbeiten oft durch die vom Amtsdienere hereingebrachten Passanten unterbrochen, welche Gegenstände zu verzollen hatten. Er liebte es bei dieser Gelegenheit, dieselben an der Thüre stehen zu lassen, bis er seinen eben begonnenen Eintrag vollendet. Dann erhob er sich, rückte die große Brille auf die Stirne und rief:

„Was giebt's schon wieder?“

Die Leute hatten vor dem streng aussehenden Mann einen großen Respekt und waren jedesmal froh, wenn sie wieder die Thüre hinter sich hatten. Die geringste Unregelmäßigkeit oder nicht vollständig klare Angaben der einzuführenden Artikel veranlaßten ihn gleich zu den strengsten Rügen, und war er in der Lage, eine Strafe zu diktieren, so geschah das mit einem die Betreffenden fast vernichtenden Auspruche und großer Erregung. Er nahm alles persönlich, und so schrie er oft, daß man weit über die Amtsstube hinaus seine Stimme hörte.

Heute war ein ruhiger Tag. Seit mehreren Stunden ward vom Amtsdienere nichts gemeldet, und der Mautner hätte gerade heute seinem Ärger gern Luft gemacht. Der Grund dieses Ärgers war ein am Morgen eingetroffenes Schreiben vom Landrichter zu Passau, in welchem

ihm mitgeteilt wurde, daß sein Sohn Rudolf vollkommen mittellos und in verwehrlostem Zustande in jener Stadt angekommen, von den Gendarmen als Landstreicher eingebracht und nur in Berücksichtigung seines Vaters davon Abstand genommen wurde, denselben per Schub in seine Heimat zu bringen. Da er versprach, sich ohnedem zu seinem Vater zu begeben, so ward er mit dem notwendigen Zehrgelde versehen und dem Vater strengstens anbefohlen, seinen Einfluß aufzuwenden, daß der zur Landstreicherei veranlagte Sohn in andere Bahnen gelenkt werde.

Der erste Ausruf des Mautners auf dieses Schreiben hin lautete:

„Ich schlag'n tot!“

Als aber der Amtsdienner und langjährige Vertraute in des Mautners Familienangelegenheiten Einspruch dagegen machte, rief der erzürnte Vater:

„Ich schlag'n zum Krüppel!“

Auch dagegen machte der Amtsdienner Einwendungen, und der Ausspruch verminderte sich denn auch zu folgenden Worten: „Der soll sich g'freun, der Flank, der Lump, der nichtsnutzige! Der Schandfleck für seine Familie!“

„Es ist doch besser, wir wissen jetzt, daß er noch am Leben ist,“ erlaubte sich der Amtsdienner zu bemerken.

„Pah!“ entgegnete der Zolleinnehmer, „der ist ja gar nicht wert, daß er lebt. Aber jetzt heißt's biegen oder brechen, entweder – oder! Ich bin, als ich noch Feldweibel war, mit vielen solchen nichtsnutzigen Burschen fertig geworden, ich will es einmal mit meiner frühern militärischen Zucht probieren.“ Dabei machte er eine Bewegung mit dem Arm, die bewies, daß er die damals noch in der Armee üblichen Stockstreiche im Sinn habe.

Aber der Amtsdienner schüttelte auch hierzu den Kopf und sagte:

„Herr Einnehmer, allzu streng taugt nichts. Wenn Sie auf Ihren Rudi mehr durch Güte gewirkt hätten als durch Strenge, so stünde es jetzt anders mit ihm. Bitt' um Vergebung, daß ich mir erlaube, meine Ansicht auszusprechen, aber – Sie wissen, wie sehr ich an Ihrem Hause hänge, ich habe seit den zwanzig Jahren, die ich hier bin, Leid und Freud mit Ihnen geteilt, ich bin Ihr alter Kriegskamerad, war in der Grenadierkompagnie unter Ihnen Korporal, habe die Befreiungskämpfe mit Ihnen mitgemacht, da müssen Sie mir schon ein Wort zugute halten – und –“

„Der Bub ist kein gutes Wort wert!“ unterbrach ihn der Mautner. „Er ist jetzt sechsundzwanzig Jahre alt. Soll aus ihm noch etwas werden, so geht es nur mit Gewalt. Ich weiß schon, aus Ihnen spricht meine Tochter und die alte Mirl, seine Kindsfrau, die immer dem Leichtfuß die Stange gehalten haben, statt daß sie sich schämten über einen solchen Schandfleck in der Familie.“

„Aber was soll denn den Rudi noch an seiner Familie halten, wenn ihn alle verstoßen?“ entgegnete der Zollwart. „Gerade Fräulein Lori ist es, die ihn vielleicht noch auf bessere Wege bringen kann.“

„Sie kann es so wenig, wie ich es konnte!“ versetzte der erzürnte Vater. „Sobald er hier ist, sucht er wieder die Gesellschaft des durchtriebenen Frisch und neue Schande wird er auf die alte häufen.“

„Nun, lassen Sie es uns über, Fräulein Lori und mir; lassen Sie uns durch Güte auf ihn einwirken, und ich will darauf wetten, wir bringen den Rudi wieder zur Vernunft.“

„Meinethalben!“ erwiderte nach einigem Zögern der Mautner. „Aber ich glaube nicht daran. Was soll überhaupt aus ihm werden? Er ist ja zu gar nichts zu gebrauchen.“

„Das wird sich finden,“ meinte der Amtsdienner.

„Ist das ein Unglück, solch einen Sohn zu haben!“ klagte der Mautner. „Bei einem Haar wäre er auf dem Schub nach Hause gekommen! Ich wäre vor Scham darüber gestorben. Jetzt aber will ich nichts mehr von ihm hören. Ich versäume darüber meinen ganzen Rechnungsabschluß. Wir haben Zeit genug, über den Tagdieb zu reden, wenn er wieder da ist, der Lotterbub!“

Damit nahm er die Feder vom Ohr und vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

Den Tag über ward des Ankömmelings nicht mehr erwähnt, dessen Heimkehr überhaupt erst für den nächstfolgenden Tag erwartete wurde. –

Der alte Amtsdienersaß gegen Abend auf der Gred-Bank und gab sich seinen Gedanken hin, als er sich mit den freundlichen Worten angedet hörte:

„Guten Abend, Herr Zollwart!“

„Ah, Fräulein Lori!“ rief der Alte, sich erhebend und seine Mütze abnehmend. „Grüß Sie der Himmel! Schon lange dachte ich daran, warum Sie heute gar nicht sichtbar waren, und ich dachte, die wichtige Neuigkeit –“

„Eine Neuigkeit?“ fragte das hübsche, hoch gewachsene Mädchen, dessen üppiges, kastanienbraunes Haar in dichten Flechten über den Nacken herabhing und dessen dunkle Augen dem runden, schön geformten Gesichte einen großen Reiz verliehen. Sie trug ein einfaches, helles Sommerkleid, dessen kurze Ärmel den vordern, runden Arm unbedeckt ließen, und eine schwarze, mit Oberlatz versehene Schürze.

„Wissen Sie etwa noch gar nicht, daß der Rudi wiederkommt?“ fragte der Zollwart.

„Der Rudi? Wirklich?“ rief das Mädchen. „Gottlob! Also hat er dem Vater Nachricht gegeben? Wo war er und wie geht es ihm? Da wird sich die alte Mirl freuen! Wie froh bin ich, daß meine Furcht unbegründet war! Ist es aber auch sicher, daß er kommt?“

„Wollen Sie mir die Ehre geben und neben mir Platz nehmen,“ sagte der Alte, zur Seite rückend, „dann sollen Sie alles erfahren.“

Und nachdem Lori dieser Einladung nachgekommen, fuhr er fort:

„Ich bin nicht weniger froh als Sie, daß der Rudi wiederkommt, denn, offen gestanden, ich habe ihn längst nicht mehr unter die Lebenden gezählt. Er entfloh ja mit dem Schuldbewußtsein, daß er Sie, als er leichtfertig mit der Pistole spielte und ihm dieselbe losging, getötet habe.“

„Leider ja,“ seufzte Lori. „Wäre er doch geblieben und hätte das weitere abgewartet.“

„Freilich wäre das vernünftiger gewesen; aber mein Gott, die Sache hätte auch schlimm ausfallen können. Ich hörte den Schuß, eilte in Ihre Wohnung und sah Sie wie leblos am Boden liegen. Rudi kniete in Verzweiflung neben Ihnen. Der Vater war vom Hause abwesend, niemand sonst zugegen. Ich weiß nicht, wer mich in jenem Augenblicke mehr erbarmte, der unglückliche Rudi oder Sie. Darum riet ich ihm auch, zu entfliehen.“

„Geben wir die Sache als eine Unvorsichtigkeit Ihrer Schwester aus, als wäre *ihr* das Gewehr losgegangen, sagte ich zu ihm. Fliehen Sie, Rudi. Ihr Vater bringt Sie im Jähzorn um, wenn er die Wahrheit erfährt, und ein Unglück folgt auf das andere. Ich gab ihm meine vorrätige Barschaft und bat ihn mir zu schreiben, wohin er sich gewendet habe. Sein Abschied von Ihnen, die er tot glaubte, war herzerreißend. Ich drang in ihn, sich rasch fort zu machen und schob ihn aus dem Hause. Als ich zu Ihnen zurückkehrte, hatten Sie die Augen offen, Sie lebten. Es war glücklicherweise nur eine Ohnmacht gewesen, der Schuß war in den Fuß gedrunken, für Ihr Leben war keine Gefahr. Ihre erste Frage war nach Rudi, und ich teilte Ihnen mit, daß er entflohen und was wir weiter beschlossen hätten, und Sie stimmten durch Kopfnicken bei. Dann holte ich Leute herbei, schickte nach dem Arzte und als der Vater, der in Breitenberg von dem Unglücke hörte, heimgefahren kam, da war es doch wieder ein Glück, daß Rudi nicht da war, denn der Vater kam schon in Wut darüber, daß er Ihnen die geladene Pistole überhaupt in die Hand gab; kurz, es war damals ganz gut, daß der Rudi nicht zugegen war.“

„Ja, ja, Sie sind unser guter Freund. Sie haben es ganz recht gemacht,“ bestätigte Lori. „Nur kam ich seitdem aus der Sorge um Rudi nicht mehr heraus. Wie oft fürchtete ich, er könne sich etwas zu leide gethan haben! Ich weiß ja, wie lieb er mich von jeher hatte. Ich konnte ihm auch nie böse sein, was er auch anstellen mochte. Hatte ja unsere gute Mutter wenige Stunden vor ihrem Tode unsere Hände ineinander gelegt, indem sie sagte: Verlaßt euch nicht! Helft eines dem andern, und mein Segen wird bei euch sein alle Zeit. Und als man sie aus

dem Hause trug, da reichte mir Rudi die Hand und sagte: Lori, wenn es sein muß, zu deinem Glück gebe ich jede Stunde mein Leben für dich. Aber nun heißt es sorgen, daß der Vater ihn nicht wieder mit Scheltworten und Vorwürfen empfängt. Vielleicht hat er irgendwo eine Stelle erhalten und kommt nun als ein Mann zurück, über den sich der Vater nicht zu schämen braucht.“

„Was das anbelangt,“ versetzte der Amtsdienner, „so sieht es schlimm aus. Er kommt in sehr üblem Zustande zurück.“

„Er ist doch nicht krank?“ fragte die Schwester besorgt.

„Das nicht, aber arm, arbeitslos. Freilich, was will er arbeiten? Er kann ja nichts; das ist schlimm.“

„Von jeher wäre ihm das Liebste der Forstdienst gewesen,“ meinte Lori. „Aber Sie wissen ja, der Vater ist mit allen Revierförstern in der Gegend verfeindet, besonders mit dem unsrigen. Ach, er hat ja keinen einzigen Freund! Er wollte keinem ein gutes Wort geben, daß Rudi irgendwo verwendet würde. Hätte er seiner Neigung nach Förster werden dürfen, so stände es ganz anders mit ihm.“

„Ja, Rudis Schulkamerad, der Sohn des Revierförsters von „Lackenhäuser“, ist jetzt Praktikant und erhält demnächst seine Anstellung. So könnte es auch der Rudi haben. Da kommt mir ein Gedanke! Ich sah Sie schon öfters mit Ferdinand sprechen. Wenn Sie wieder mit ihm zusammentreffen, legen Sie ein gutes Wort für Ihren Bruder bei ihm ein. Er könnte machen, daß sein Vater den Rudi im Forste verwende, wäre es vorerst auch nur als Jagdgehilfe. Der alte Revierförster vergöttert seinen Sohn, er schlägt ihm sicher nichts ab.“

Der Alte hatte nicht bemerkt, wie sich das Gesicht des Mädchens rötete, als er des jungen Forstpraktikanten erwähnte.

„O, wenn es auf den Ferdinand ankommt, dann wird Rudi sicher – aber nein, nein, sein Vater thut dem meinigen nichts zuliebe.“

„Aber Ihnen zuliebe thut er es vielleicht,“ warf der Alte ein.

„Wie?“ fragte Lori, abermals errötend. „Ach, was fragt er nach mir! Aber Sie haben recht, ich will es versuchen. Vielleicht kann Ferdinand doch helfen; er wird wenigstens thun, was in seinen Kräften steht.“

„Und ich werde den Herrn Einnehmer zu bewegen suchen, daß er sich des Rudi wegen mit dem Revierförster ein wenig aussöhnt. Probieren kostet ja nichts.“

„Ach thun Sie das, lieber Hermann! Ich helfe schon mit, so weit es möglich ist.“

„Sehen Sie, das Glück ist uns günstig!“ rief der Alte erfreut. „Dort kommt der Ferdinand. Nutzen Sie den Augenblick nur gleich aus. Ich gehe zum Vater in die Kanzlei, dann können Sie ungestört mit ihm sprechen. Ich wünsche Ihnen Glück dazu! Ich suche inzwischen den alten Herrn milder zu stimmen. Ich plaudere mit ihm von unseren Feldzugsjahren, das stimmt ihn heiter.“

Damit begab er sich ins Haus.

Der junge Förster, das Gewehr über dem Rücken, war inzwischen herangekommen und grüßte Lori aufs freundlichste, die ihrerseits den Gruß, errötend und nicht ohne Befangenheit, erwiderte.

Der Forstpraktikant war ein mittelgroßer, schön gewachsener Mann mit hübschen, männlichen Gesichtszügen und einem blonden, etwas ins Rötliche spielenden Vollbart. Ein schwarzer, braun gezeichneter Dackel folgte ihm knapp auf dem Fuße.

Der junge Mann grüßte das Mädchen mit einer gewissen Vertraulichkeit, nicht als ob er hierzu eben ein Recht gehabt hätte, aber die Umgangsformen auf dem Lande sind freier, ungezwungener und so auch der jeweiligen Stimmung entsprechender.

„Darf ich bei Ihnen ausruhen, Fräulein Lori?“ fragte der Forstmann. „Ich komme von einem sehr beschwerlichen Waldgange und machte den Umweg hierherum Ihretwillen.“

„Meinethalben?“ fragte Lori mit freundlichem Lächeln, indem sie sich neben ihm auf die Bank niederließ.

„Ich möchte Sie zum Dreisesselbergfest einladen, das morgen stattfindet. Sie wissen, daß mein Vater für heuer große Vorbereitungen getroffen hat und alle Forstbeamten vom Fürsten Schwarzenberg und vom Kloster Schlögel ihren Besuch zugesagt haben. Ich lade Sie hiermit feierlichst ein; Sie werden viele Bekannte oben treffen.“

„Eine Frage, Herr Ferdinand. Ist auch mein Vater dazu eingeladen?“

„Ihr Vater? Aber Lori, Sie wissen doch, daß unsere Väter sich gegenseitig spinnefeind sind.“

„Und Sie glauben, ich könnte eine Einladung annehmen, von der mein Vater ausgeschlossen ist?“

„Wer kann ihm denn verbieten, den Dreisesselberg zu besteigen? Hunderte werden kommen, welche nicht eigens eingeladen sind, das ist ja ein altes Herkommen. Mein Vater ist dort oben nur insofern der Bergwirt, weil der Festplatz in seinem Revier liegt und er zu Ehren seiner eingeladenen Gäste einen eigenen Platz herrichten ließ.“

„Diesen würde allerdings der Vater nicht aufsuchen, soweit ich ihn kenne, aber auch ich nicht,“ versetzte Lori. „Wissen Sie, was ich Ihnen für einen Ausweg vorschlage? Bringen Sie eine Versöhnung unserer Väter zustande, dann feiern wir auf dem Dreisessel das Versöhnungsfest.“

Ferdinand sah sie mit einem Blicke an, der deutlich sagte: Wie soll ich denn das machen?

„Sollte das gar nicht möglich sein?“ fragte Lori dagegen.

„Dieser Gedanke hat mich schon manchmal beschäftigt,“ bekannte der junge Forstmann. „Bei meinem Vater würde ich auf weniger Schwierigkeiten stoßen, aber der Ihrige ist ja unversöhnlich.“

„Wieso wissen Sie das?“ fragte jetzt der Mautner, der unvermutet unter der Hausthür erschienen war und die letzten Worte gehört hatte.

Der Forstmann grüßte höflich und sagte dann mit Freimut:

„Woher ich das weiß? Je nun, seit ich denke, habe ich das nicht anders gewußt. Leider kenne ich den Grund Ihrer beiderseitigen Abneigung nicht. Mein Vater sagt stets, es sei eine alberne Geschichte, aber die Geschichte selbst habe ich nie kennen gelernt.“

„So? Albern nennt er die Geschichte? Nun, Sie sind sein Sohn, da will ich mich nicht aussprechen, aber von mir aus, es sei so, und damit Sie sehen, daß ich nicht stützig, nicht, wie man sagt, bockbeinig bin, so komme ich morgen zum Dreisesselfest, und man kann dann über dies und jenes sprechen, man kann ja probieren, ob ein besseres Zusammenleben möglich ist. An mir hat's noch nie gefehlt, fehlt auch nicht! Das bitte ich, Ihrem Herrn Vater zu sagen und nun Adieu! Mich ruft mein Amt.“

Ein bis zum Schlagbaum herangefahrener Wagen war durch den Zollwart visitiert worden, und es gab einiges zu verzollen, was den Beamten veranlaßte, ins Bureau zurückzukehren.

Lori aber sagte zu dem jungen Manne erfreut:

„Sehen Sie, unser Wunsch, die Väter versöhnt zu sehen, soll in Erfüllung gehen.“

„Die Väter versöhnt?“ wiederholte Ferdinand. „Und wir beide, wir sind und och auch nicht böse?“

„Ich hätte keinen Grund hierzu,“ erwiderte Lori errötend.

„Ich meine,“ ergänzte der Forstmann weiter, „wir sind uns doch gut? Ich wenigstens bin es Ihnen, Lori, und – das Weitere beim Dreisesselfest. Also auf frohes, glückliches Wiedersehen!“

Lori reichte ihm ihre Hand zum Abschied, und da sie sich ein paar Augenblicke in die Augen geschaut, wußten beide, wie sie daran waren.

Lange sah das Mädchen dem sich Entfernenden nach. Der Zollwart weckte sie aus ihren Gedanken.

„Fräulein Lori,“ sagte er, „ich kann mich irren, ich glaube aber, der Rudi ist schon da.“

„Der Rudi? Wo?“ rief das Mädchen, wie aus einem Traume erwachend.

„Droben auf der Bank unter der großen Linde sitzen sie,“ sagte der Amtsdienner. „Der eine ist der Frisch-Michl und der andere wird wohl der Rudi sein. Von der Rückseite des Hauses können Sie hinsehen.“

Lori folgte dem Alten nach der anderen Seite des Hauses, von wo aus sie die beiden Männer betrachtete. Sie konnte aber ebenfalls nur Michl mit Bestimmtheit erkennen. Um Gewißheit zu haben, faßte sie einen raschen Entschluß.

„Ich geh’ mit dem Spitzl hinauf zum Hügel,“ sagte sie, „und ist’s Rudi, so bestimmen Sie den Vater, daß er milde mit ihm ist. Mir pocht förmlich das Herz – ich muß ihm entgegeneilen.“

III.

Der Pechhannes hatte wahr gesprochen, als er den Gästen im Klafferstraßenwirthshaus erzählte, der Mautner-Flank habe an der großen Linde Halt gemacht, ehe er zum Zollhaus hinabstieg. Er sah in der That sehr verkommen aus. Sein längliches Gesicht war blaß und abgemagert und von einem großen, dunkeln Bart umrahmt. Die dunkeln Augen waren matt und lagen tief in ihren Höhlen, und die dunkeln Haare hingen ihm lang über den Rockkragen hinab. Rock, Beinkleid und Stiefel waren abgetragen und mehrfach zerrissen. Ein alter, niederer Filzhut mit breiter Krempe lag neben ihm. Ein tiefer Schmerz prägte sich in den sonst einnehmenden Zügen des mittelgroßen, schlank gewachsenen Mannes aus, der viel älter aussah, als er in Wirklichkeit war.

So lag er unter dem breitästigen, uralten Stamm. Kein Blättchen bewegte sich, es war so traulich still rings umher, die Sonne war über den Frauenwald hinabgesunken, und über dem Plöckensteingebirge lag ein violetter Duft ausgebreitet. Das Wasser der Michel zog sich wie ein silbernes Band durch das grüne Thal, und die weißgetünchten Einödhöfe leuchteten freundlich von den Höhen. Alles war sich gleich geblieben, die ganze Gegend war wie ehemals, als er sie noch als Kind an der Seite seiner Mutter von hier aus betrachtete, alles war noch wie sonst, nur die Menschen nicht, nur er selbst nicht. Damals war er glücklich, heute lag er da, elend, namenlos elend, schuldbeladen. An sich selbst verzweifelnd lag er hier und schaute mit stierem Blick hinab zu dem elterlichen Hause, über das er des Jammers mehr gebracht, als er jemals noch gut machen konnte. Alles, was ihn noch an das Leben gehalten hatte, war die Schwester. Sie war außer dem alten Mirdei die einzige Person, welche ihm die Liebe treu bewahrt hatte, trotz aller Mißgunst des Schicksals, die er sicher nicht immer selbst verschuldet hatte.

Er hatte sich in der Studienanstalt alle Mühe gegeben, mit fortzukommen, aber trotz aller Anstrengung war er stets unter den letzten. Seine Lehrer hielten ihn für nachlässig, aber es war der Mangel an geistiger Fähigkeit; er begriff schwer, und auswendig konnte er schon gar nichts behalten, so viel er auch sein Hirn abmarterte. Schließlich ward ihm alles einerlei, er verlor den Halt in sich selbst und ward sich und andern zum Ärgernis. Alles war ihm gleichgültig, nur nicht die Liebe zu seiner Schwester Lori. An ihr hing er mit Leib und Seele, und nun hatte er auch sie verloren; er war an ihr zum Mörder geworden. So glaubte er. –

Ob auch der Zollwart dem gräßlichen Unglück eine andere Lesart gab, ob auch die Leute die Anklage, die er für diesen Fall verdiente, nicht gegen ihn erhoben, das konnte die qualvollen Vorwürfe in seinem Innern nicht beruhigen.

Fast über sieben Monate lebte er in diesem namenlosen Elend, denn er glaubte fest, daß die Schwester tot sei. So flüchtete er im Lande umher, und als ihm die geringe Barschaft zu Ende gegangen, ließ er sich beim Festungsbau in Ingolstadt verwenden. Aber er war der ungewöhnlichen körperlichen Anstrengung nicht gewachsen und wurde wieder entlassen. Dann zog er wieder mit einer Komödiantenbande im In- und Auslande herum, brachte es aber auch hier zu keinem Erfolge, da er sich auch nicht die kleinste Rolle merken konnte. Er ward

auch hier fortgeschickt, und um sein Unterkommen zu finden, bis sich ihm eine neue Erwerbsquelle aufgethan, bettelte er von Thür zu Thür, wobei er denn auch eines Tages aufgegriffen und bei dem Mangel an dem nötigen Ausweise schubweise nach Passau verbracht wurde.

Von dort war er heute hergegangen. Mit jedem Schritte ward sein Herz mehr beschwert. Den Empfang von seiten seines Vaters konnte er sich lebhaft vorstellen, und wer sollte sich überhaupt noch seiner annehmen, nachdem die geliebte Schwester nicht mehr da, durch seine Schuld nicht mehr am Leben war?

Ihr und der guten, längst verstorbenen Mutter galt auch der Besuch des Freithofes in Breitenberg. Es fiel ihm da freilich manches auf, so, daß am Grabstein der Mutter nichts von der Schwester erwähnt war, die er sicher hier begraben wähnte. Sollte das vielleicht erst nachgeholt werden?

Ein heftiger Schmerz hatte ihn ergriffen. Ermattet von der Reise, totmüde von all dem Elend, das ihm Herz und Hirn erfüllte, sank er auf das Grab, und ein heißer Strom von Thränen entquoll seinen Augen. Er konnte sich lange gar nicht mehr fassen. Ihm war, als müßte sein Herz zerspringen, als wäre es ganz unmöglich, daß er sich neuerdings wieder dem Leben zuwenden könnte. Aller Mut war ihm entschwunden, und bittend blickte er nach dem blauen Himmel um Gnade und Erbarmen, um ein Ende dieses Elends, das ihn zu erdrücken drohte.

Nach und nach ward er ruhiger. Es schien, als hätte die Flut der Thränen eine gewisse Linderung seines Schmerzes hervorgebracht. Es war ihm, als blickten zwei Augenpaare vom Himmel herab in sein Herz und geboten dem tobenden Sturme Einhalt. Noch eine Weile verblieb er an dieses Stätte des Friedens und er ward, wenn auch nur auf einige Augenblicke, der Wohlthat desselben teilhaftig.

Nun aber ermannte er sich. Er war Zeit, den schweren Gang ins Elternhaus zu vollenden, vor den erzürnten Vater zu treten. Nochmals blickte er zum blauen Firmament auf und sagte leise, der Mutter und Schwester gedenkend: Bleibt mir zur Seite, verlaßt mich nicht!

An der Linde ober dem Zollhause hielt er aber nochmals an. Der Anblick des heimatlichen Hauses verursachte in ihm neuerdings eine heftige Gemütserschütterung. Es lag ihm wie Blei in den Gliedern, es war ihm unmöglich, zum Zollhause hinabzugehen, wo der jähzornige Vater neuen Schimpf auf ihn laden und ihn mit einer Flut von Vorwürfen überschütten würde.

Er sehnte sich jetzt wieder zurück nach dem Friedhofe. Die wenigen Minuten des Friedens, die er dort genossen, schienen ihm unendlich begehrenswert. Wenn er dieses Friedens ganz teilhaftig werden könnte, wenn er diesem Leben voll Schimpf und Schande, das keinen Wert mehr für ihn hatte, entfliehen könnte, wenn er –

Die Ankunft des Frischmichl ließ ihn seine mutlosen Gedanken nicht ausdenken. Vor ihm stand der Jugendfreund.

„Rudi! Bist es wirkli?“ rief dieser, ihm erfreut die Hand entgegenstreckend.

„Grüß di Gott, Michl,“ antwortete Rudi traurig, „ja gel, schaugst, wie nobel daß i heimkimm.“

„Dös gilt mir gleichviel,“ entgegnete der andere. „Grüß di Gott, lieber Spezi. Gieb her dei’ Hand und steh auf vom Erdboden. Setz di her zu mir auf dös Bankerl und erzähl mir, wo’s d’ gwesen bist und daß d’ halt gar nix mehr hast hören lassen von dir.“

Rudi hatte dem Wunsche des Freundes nachgegeben und sich erhoben, um neben demselben auf der Bank unter der Linde Platz zu nehmen.

„Extrig guat siehgst nöd aus,“ sagte jetzt Michl, nachdem er dem Freunde einige Augenblicke fest ins Gesicht geschaut, „und is mir schier, als wennst grad gflennt hättst. Dös thät ma load. Wirst dennast dei’ Kourage nöd verlorn habn in der Fremd? Wer wird denn flenna? Es hängt nöd alleweil auf oa’ Seiten; aufs gro (grobe) Weda kommt da Sunnaschei’, der bleibt nöd aus, er muaß kömma, wenn’s d’ Wolken alle awagregnt hat; und so muaß’s aa bei dir wieder auffi gehn. Moanst nöd aa so?“

„Du hast leicht reden,“ entgegnete Rudi, „di druckt koa' Schuld, du kannst dich über alles wegsetzen, du woäß nöd, was 's heißt, neamd mehr habn auf der Welt, der ein' gern hat.“

„Du moanst, dös woäß i nöd? Hat ebba mi wer gern? Mei' alte blinde Muatta ausnumma, mag mi koa' Mensch; aber i setz mi drüber weg. D' Hauptsach is, daß si' der Mensch selber gern hat, ma' selm sorgt für eam und an' Pfifferling nach die Leut fragt und eanam Gschwaatz. Aber iatz sag ma, wo bist denn gwen, seitst so gaach furt bist am Stephanitag mitten im Winter?“

Rudi erzählte in kurzem die traurigen Erlebnisse seit jenem unglücklichen Tage und schloß mit dem Besuche des Friedhofes zu Breitenberg.

„Dort,“ sagte er, „hab i meine Muatta und meina arma Lori „Grüß Gott“ gsagt und in dem Augenblick, wie du komma bist, hab i den Entschluß gfaßt, wieder ummi z' gehn zu ihna und drent z' bleiben.“

„Deina Schwesta hast am Freithof „Grüß Gott“ gsagt?“ fragte Michl überrascht. „Is die heunt am Freithof z' Breitenberg gwen?“

„Wo soll's denn sonst sein?“ entgegnete Rudi. „Oder ham sie's in Schwarzenberg begraben?“

„Wie kimmst ma denn du vür?“ sagte Michl verdutzt. „Da muaß ma dennast z'erst tot sei, eh ma' eingraben wird. Wie redst denn du daher?“

„Michl!“ rief Rudi, und sein bleiches Gesicht rötete sich. „I bitt die um Gotteswillen, tratz mi nöd! So wär mei' Lori nöd tot? Hab i's nöd – erschossen?“

Rudi hielt den Atem an, und seine Augen hingen an den Lippen des Freundes. Dieser ergriff seine Hand und sagte:

„Ja Rudi, wo denkst hin? Dei' Schwester, dös heili Deandl, sie is ja gsund und frisch. Erst heunt hon i 's grüäßt, und sie hat ma dankt, so liab, so freundli – Na', na', Rudi, da bist ja viel irr, dei' Lori – Aber was treibst denn?“

Rudi war von dieser Nachricht so überwältigt, daß er sich auf die Knie warf, mit den Händen das Gesicht verdeckte und unter Thränen und Schluchzen nur die Worte hervorbrachte:

„Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!“

„Rudi,“ mahnte der Freund, „kimm zu dir!“

„O Gott, o Gott!“ rief jener, „i verkenn mi nimmer vor lauter Glückseligkeit. Jetzt is ja wieder alles gut, weil i nur d' Lori nöd am Gwissen hab! Alles, alles andere is nix. Is 's aber wahr, Michl? Heiliger Gott, wennst mi anführest, wenn -“

„Dut schaug awi,“ unterbrach ihn der Freund, „durt siehgst es selm. Siehgst 'n Zollwart auffadeuten? Die ham uns kennt. D' Lori kimmt mit 'n Spitzl auffa – glaubst ma's iatz?“

„Lori, mei' Lori!“ rief der junge Mann und eilte den Hügel hinab, der totgeglaubten, geliebten Schwester entgegen.

Der Hund hatte ihn erkannt und war dem Mädchen vorausgeeilt. Er bellte vor Freude, als Rudi herankam, sprang an ihm hinauf, und Rudi mußte ihn mit Gewalt abwehren, um Lori, die ihm beide Arme entgegenhielt, zu umarmen.

„Lori, Lori, daß d' nur noch lebst!“ Das war alles, war er hervorbrachte.

„Rudi, was hast du g'litten!“ rief Lori unter Thränen. „Aber jetzt komm nur ins Haus, und alles, alles wird wieder recht.“

An der Schwelle stand der Zollwart, der mit nassen Augen dieser Begrüßung zugesehen hatte und voll Mitleid auf den Ankömmling blickte.

„Nur rasch in die Wohnung hinein,“ sagte dieser, „da wollen wir für bessere Kleidung sorgen, dann erst suchen Sie den Vater auf. Ich will ihn schon günstig stimmen.“

Lori drückte dem alten Freunde gerührt die Hand.

In der Wohnung angelangt, kam auch die alte Mirl herbei und begrüßte den Ankömmling in rührendster Weise. Rudi glaubte im Himmel zu sein. Er ward in sein kleines Zimmerchen

geführt, wo er seine abgenützten und verstaubten Kleider mit zurückgelassenen besseren vertauschen konnte.

Eben war er mit dem Umkleiden fertig, als sich die Thüre öffnete und sein Vater an der Schwelle erschien.

„Vater, darf i dir d' Hand zum Gruß reichen?“ fragte Rudi.

„Komm her!“ rief der Alte. „Ich hab' erfahren, was dich aus dem Hause getrieben und was du inzwischen ausg'standen hast. Ich will dir die Freude, daß du Lori lebend gefunden hast, mit keinem Wort des Vorwurfs trüben.“

„Mei' Vata!“ rief Rudi, die dargereichte, väterliche Hand unter Thränen küssend.

Lori stand voll freudiger Überraschung neben ihm. Der Alte legte einen Moment seine Linke auf die schwarzen Locken seines Sohnes; er war sichtlich gerührt. Um das zu verbergen, sagte er: „Mirl, Lori, rasch, schafft ein gutes Abendessen her; der Rudi wird Hunger und Durst haben. Ich mache noch meinen Abschluß, komm dann bald herauf. Gebt ihm einstweilen eine Flasche Östreicher; er soll sich stärken.“ Lori führte den Bruder hinauf in die Wohnstube.

„Ach, lieber Rudi,“ sagte sie, „weil du nur wieder da bist! Alles wird recht werden, jetzt schon gar, wo der Vater so freundlich ist. So hab ich ihn noch nie gesehen, es ist wie ein Wunder vom Himmel.“

Rudi erinnerte sich der letzten Worte, die er am Grabe seiner Mutter gesprochen, und in Gedanken verloren sagte er:

„Nöd umsonst hab i bet', daß d' Mutta und du mir zur Seiten bleiben und daß 's mi nöd verlassen sollts. Daß du nomal lebendig vor mir stehst, an dös, Lori, hab i freili nöd denkt, sowie i's no' vor a Stund für unmögli g'halten hab, daß's noch amal a Freud giebt für mi auf dera Welt. Aber Lori, i schwör dir's aufs neue: Für die will i leben und sterben.“

„Nicht sterben,“ erwiderte Lori, den Bruder auf die Wange tätschelnd, „leben sollst und glücklich leben. Kopf in die Höh! Den Mut nicht verloren! Und dazu einen guten Östreicher, wie ihn Mirl soeben bringt. Rudi, ich richt' dich schon wieder zusammen. Laß uns anstoßen. Auf eine glückliche Zukunft!“

Sie stießen an und tranken.

„Sieh,“ sagte jetzt das Mädchen, „der ganze Himmel glüht; der freut sich über unsere Freunde.“

Beide waren ans offene Fenster getreten.

Gerade gegenüber stand auf der Höhe die riesige Linde. Auf dem Bänkchen unter derselben saß ein Mann.

„Ah, der Michl!“ rief Lori. „Er sitzt noch oben und freut sich mit uns dieser Stunde des Wiedersehens. Ihm hab ich's zu danken, daß ich heute noch lebe und wieder gesund bin. Er brachte mir die heilbringende Salbe. Er soll auch seine Freude haben, er soll auch von unserm Wein haben; wir haben ja ein ganzes Fäßchen im Keller. Mirl soll ihm eine Flasche bringen.“

Dies ward sofort in Ausführung gebracht. Die Geschwister sahen trotz der einbrechenden Dämmerung vom Fenster aus das Zusammentreffen der Alten mit dem Burschen. Sie konnten noch erkennen, wie er den Hut schwenkte und hörten seinen frohen, weithin hallenden Juhschrei.

Jetzt kam der Vater, und die Aufmerksamkeit ward von dem Burschen abgelenkt. Lori aber fühlte sich durch dessen Freudenruf eigentümlich betroffen. Unwillkürlich sah sie im Geiste dessen dunkle, durchdringende Augen, die sich jedesmal in die ihrigen einzubohren schienen, so oft sie ihm begegnete. Sie zitterte bei dieser Erinnerung. Da drang ein zweiter Juhschrei durch die dämmernde Nacht.

Die alte Mirl aber lud mit freundlichen Worten zum Nachtmahle ein.

Der Frischmichl hatte die Begrüßung der Geschwister mit sonderbaren Gefühlen betrachtet.

„Der halt si' für unglückli,“ sagte er zu sich, und kriegt an' „Grüaß Gott“ von dem liabn Deandl, als kaam er hoam mit Ehr' und Guat. Mir sagt koa' Mensch an' „Grüaß Gott“ und an „Pfüat Gott“. Aber was liegt dran! So halt mi aa nix an d' Hoamat. Hon i durchs Paschen so viel gwunna, daß i ummi kann auf Amerika, so stift i mir durt a Hoamat, wo mi d' Leut nöd verachten und – na', na' – i kann nöd furt von da. Wenn i meine Berg nimmer sehget', wenn i d' Michel nimmer rauschen höret zwischen die Irlstauden durchi, wenn i mein Hochwald nimmer seghet, wenn i dös Deandl dort unten nimmer in meiner Näh wüßt, nöd hin und wieder zu G'sicht krieget: dös haltet i nöd aus! Es ist mir b'stimmt, i muaß dahoam bleib'n und muaß 's laufa lassen, wie 's lauft.“

Lange blieb er am Platze und konnte sein Auge nicht von dem Zollhause wenden, unter dessen Dache der Schatz weilte, den er für das Höchste auf dieser Welt hielt. Da erblickte er die beiden Geschwister und sah, wie sie ihm zuwinkten, und als ihm dann Mirl Wein und Botschaft überbrachte, konnte er nicht umhin, freudig aufzujauchzen, und ein Gefühl des Glücks durchströmte sein ganzes Inneres.

Frohbewegt schlug er wieder den Weg zum Wirtshaus an der Klafferstraße ein. Da ward er durch den Federnwastl, den böhmischen Hausierer, der ihn schon lange erwartete, aufgehalten.

„Michl,“ sagte dieser, „i hon a Botschaft an di.“

„Vom Brennbuckl?“ fragte Michl. „Kimmt endli a Zug in die G'schicht?“

„Guat Ding braucht Weil,“ entgegnete Wastl, ein schon älterer Mann. „Der Mondschein hat d' Grenz bewacht, wie tausend Aufseher, und koa' schlechts Weda giebt's gar nimmer; dazu is's alleweil Tag, 's wird gar nimmer Nacht; 'z Tod ärgern könnts oan. Also lus auf! Heunt kimmt der Mond erst so um a zwoa in der Fruah. Der Brennbuckl und die andern brechen, sobald's finster is, von Hirschbergen auf und schleichen über Gebirg ins Boarische umma, jeder mit ara Kraxen voll eing'wirkte Shawl und wertvollem Seidenzeug. Du woaßt ja, für wen. Sie wern, wenn nix dazwischen kommt, so um a zwoa rum an d' Kapelln z'naachst dein Häusl kömma. Der Duschl is über Neuthal und Frauenberg mit sein Roß und an' laarn Wagen ummag'fahrn, der lad't d' War auf und bringts Waldkirchen zua. Du sollst sorgn, daß rings um d' War a Straa g'richt wird, daß's aussiegt, wier a Straafuhrwerk und der Duschl wird dir 's weitere selm sagn. So, dös is mei' Botschaft. Ich ziag mi zum Rosenberger auffi und spionier, wie's dort mit die Aufseher ausschaugt. I suach's irr z'machen, als wär von Aigen her was im Anzug. I stell mi scho' so dumm, daß 's ma's glauben. So, und iatz pfüat di!“

Michl hatte die Botschaft mit höchster Begierde vernommen, so etwa, wie ein Jagdliebhaber die Einladung zu einer voraussichtlich sehr ergiebigen Jagd entgegennimmt.

„Heut is ja a Glückstag für mi!“ sagte er. „Nix soll sie feihln. Aber hör, Wastl, iatz giebst ma die schönste Perlketten, die 's d' in dein Ranzen hast, die allerschönst', kost's was 's will; 's Geld kriegst schon.“

„Damit kann i aufwarten,“ entgegnete Wastl. „Die extra schön' san in Schachterln; i hon's im Griff.“ Dabei holte er aus seinem Lederranzen eine kleine hölzerne Schachtel. „Da, schaug dir's halt beim Liacht an, die muaß dir gfalln und dem Deandl, demst es aufwixt, no mehra. Es san dunkelrote Glaskorallen, söchane, die von der böhmischen Hütten bis nach Afrika eingeschickt wern. Dagegen wern Sklaven eintauscht.“

„Ja, söchene will i,“ sagte Michl, die Schachtel zu sich steckend. „Sklaven wern für die Ketten einghandelt? Ich wollt, i könnt ma damit aa was einhandln.“

„Möchst halt ebba a Sklavendeandl, gelt?“ lachte Wastl. „Dessel giebt's halt bei uns nöd. Bei uns giebt's gottlob koane Sklaven.“

„Was san denn nacha wir?“ fragte Michl. „Müaß ma uns nöd kuschen, wie die Sklaven, müaß ma nöd arbeten, wie d' Hund, müaß ma nöd an unsern Pflug ziagn, wie 's Vieh!² Is dös koa' Sklaverei, wenn ma uns zwingt, in der Armut z' bleibn seine Lebta als Inhäusler? San ma nöd die Sklaven von unsere Bauern? Alle arma Leut san Sklaven und bleiben's ihra Lebta. I aber bleib's nöd, drauf kannst Gift nehma – i mach mi frei, i mach mir a Geld, ich will reich wern.“

„Reich?“ erwiderte lachend der Hausierer. „Da därfst di lang schinden und –“

„Und i bleib dennast a Tropf, willst sagn. Na', durch d' Arbet wird bei uns herin neamd reich. Vier Kreuzer im Taglohn und dreißig im Holz, mit dem kimmst über d' Erdäpfel nöd außi. I woaß ma ebbs Gscheiters. I pasch hinum und herum. Dös bißl Zoll gspürt der Kaiser von Östreich so wenig wie der Küni von Boarn.“

„Ja no',“ warf der Federnwastl ein, „es is halt 's Gsetz amal a so.“

„A was, Gsetz!“ versetzte Michl. „Warum machens a söchas dumm's Gsetz? I halt mi nöd dran. Aber was hilft dös G'schwatz. Wo geht die Fuhr hin?“

„No' ehvor 's Tag wird, Waldkircha zua,“ erwiderte der Böhme. „Aber staad, i hon was g'hört.“

Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

„D' Nußhäher sitzen im Staudenwerk auf, „meinte Michl, den Hausierer beruhigend; „die wern uns wohl nöd verraten. Aber wir san ja firti mit anand, geh den dein, i geh mein Weg. Alles bleibt, wie ausmacht.“

Beide entfernten sich nach verschiedenen Richtungen. –

Hinter dem Gebüsch aber erhob sich jetzt der Pechhannes. Er drohte mit erhobener Faust den beiden nach. Er hatte die letzten Worte des Böhmen ganz gut verstanden: Ehvor 's Tag wird, Waldkircha zua!

„Wart, dö Suppen will i enk versalzen!“ brummte er. „Waldkircha zua, ehvor 's Tag wird, mehra brauch i nöd z' wissen. Nama verrat i koan, aber 's Gspiel will i enk verderbn, extra, weils mi nöd mitthuan laßts, mi, der si' aa ehrli sei' Brot vodean möcht.“

Und ohne sich lange zu besinnen, schritt er zum Zollhause hinab und trat in die Wohnung der Grenzaufseher. Dem anwesenden Stationsführer teilte er nun mit, was er erlauscht.

Jener gab allerdings nicht viel auf die Worte des ihm selbst als Pascher bekannten Schlemmers, aber immerhin traf er seine Anordnungen, daß der Weg nach Waldkirchen, und zwar da, wo er über den Berg ober Gsenget hinauf führt, gegen Tagesanbruch von mehreren Aufsehern besetzt war.

Wie verabredet, brachten an die zwanzig Schmuggler ihre Bündel und Tragreifen mit wertvollen Waren gefüllt über das Gebirge herüber an die sogenannte Großbauernkapelle, wo das Fuhrwerk des Duschl und die nötige Waldstreu bereit waren. Die Pascher aber verabredeten, daß sie sich alle wieder beim Dreisesselbergfeste und dann am Anger des Plöckenstein-Sees, wo ihnen vom Federnwastl der Lohn für die Schmutgelei ausbezahlt werden sollte, treffen und sich ihres einträglichem Geschäfts erfreuen wollten. Dann zerstreuten sie sich nach allen Richtungen; nur der Federnwastl folgte wie von ungefähr dem Streufuhrwerke in einiger Entfernung nach.

Alles schien gelungen. Als jedoch der Wagen den steilen Berg ober dem Dorfe Gsenget zur Hälfte überwunden hatte, ward es plötzlich zu beiden Seiten im Walde lebendig und dem Fuhrmann wurde gebieterisch „Halt!“ geboten. Duschl sah beim dämmernden Morgenlicht vier Grenzwächter aus dem Walde treten.

Mit rätselhafter Schnelligkeit schnitt Duschl die Stränge entzwei, schwang sich aufs Pferd und verschwand im Walde. Der Wagen aber rollte eine Strecke den Berg hinab, kam in den Straßengraben und stürzte um. Die Aufseher hatten dem Reiter einige Schüsse nachgeschickt,

² In der Neuwelt werden die Pflüge und Eggen oft durch Inleute gezogen.

ohne ihn zu treffen, dann eilten sie zu dem umgeworfenen Wagen und fanden denselben in der That mit wertvollen Warenstoffen vollgepackt.

Noch waren sie aber nicht sicher, ob nicht die Schwärzer aus dem Walde hervorbrechen und sie angreifen würden, weshalb sie sich schußbereit hielten und nach allen Seiten hin vorsichtig beobachteten. Aber nichts zeigte sich.

Inzwischen war es Tag geworden.

Da stiegen zwei Männer den Berg herauf. Es waren der Federnwastl und der Pechhannes.

Letzterer hatte in Gsenget sein Nachtquartier genommen und harrte der Dinge, die infolge seines Verrates kommen würden. Als er die Schüsse vernahm, machte er sich auf den Weg, um zu sehen, was geschehen. Als bald sah er den böhmischen Hausierer scheinbar unbesorgt dahinschlendern.

„Wo aus, Wastl?“ rief er ihn an.

„Jandelsbrunn zu,“ erwiderte dieser.

„Da ham ma oan Weg,“ sagte der Pechler. „I geh mit dir. Is mir dennast, als hätt’ i schießen hörn. Es müassen Wilderer gwen sei’.“

„Moanst?“ fragte der Hausierer erregt.

„s könnten aa d’ Aufseher gwen sei’,“ versetzte der Pechler. I hon amal in der Nacht gehn hörn, da hon i außigschaut und d’ Aufseher durchs Dorf ’n Berg zugehn sehn. I hon aa r a Fuhrwerk g’hört, so im Halbschlaf, und wenn i mi nöd irr, so is’s ’n Duschl sei’ Gaul gwen.“

„Dös hast kennt im Halbschlaf?“ fragte der Hausierer. „Da kann i dir scho’ besser Auskunft geb’n. I hon dös Fuhrwerk aa g’hört, aber ’n Duschl sei’ Roß is ’s nöd gwen –“

„So is’s halt an’ anders gwen,“ meinte der Pechler; „was kümmert’s mi. G’schossen aber is worn und – ganz gwiß is a Schmugglerei verraten worn. Es giebt ja söchane schlechte Leut –“

„Ja, ja,“ erwiderte der andere, „und die san oft nahata, als ma’ denkt!“ Dabei schaute er dem Pechler fest ins Gesicht.

„Red’n ma’ von was anderm,“ sagte jetzt dieser. „Hast ’n Frischmichl gestern nimmer gsehgn?“

„Mit koan Aug,“ log der Hausierer. „Warum fragst?“

„No’, ich hon gmoant, du bist eam nachiganga von der Klafferstraß aus.“

„Wie so hast du dös gsehgn?“

„Ma’ siehgt manches, was ma’ nöd z’sehgn brauchtet, und hört manches, was ma’ nöd hörn soll,“ lautete die Antwort.

Der Hausierer erkannte aus dem lauenden Blicke des Pechlers, daß dieser mehr von der Sache wisse, als er verraten wolle, und der Verdacht stieg in ihm auf, daß der Pechhannes sein Abkommen mit Michl erlauscht und den Schmuggel den Grenzwächtern verraten habe. Das ward ihm zur Gewißheit, als sie den Berg hinaufstiegen und zu dem Wagen gelangten, bei welchem die Aufseher Wache hielten.

„Brav, Hannes!“ rief der Stationsführer dem Pechler zu. „Dösmal hat’s Grund g’habt!“

Hannes winkte dem so Sprechenden bedeutungsvoll zu. Aber der Hausierer wußte schon, wer den Verrat begangen und war nun darauf gefaßt, daß man ihn sofort festnehmen würde. Er war nicht wenig überrascht, unbehelligt seines Weges ziehen zu können. Während Hannes von dem Aufseher den Auftrag erhielt, aus dem nahen Dorf ein Fuhrwerk herbeizuholen, welches die geschmuggelten Waren ins Zollhaus verbringen könnte, und diesen Auftrag eilig ausführte, benutzte der Hausierer den nächsten Waldweg, um sich den Blicken der Grenzwächter zu entziehen und sich dann auf Umwegen nach der Wohnung der Frischmichl zu begeben und ihn von dem Unglück und dem Verrat des Pechlers in Kenntnis zu setzen.

Als bald sahen die beiden das mit den geschmuggelten Waren beladene Fuhrwerk, begleitet von den Grenzwächtern, auf dem Wege nach dem Zollhause vorüberkommen.

Michl drohte hinter den kleinen halbblinden Fensterscheiben mit erhobener Faust den Aufsehern zu und sagte dann entschlossen zum Federnwastl:

„Hab'n thean sie's – aber wir krieg'ns wieder. Am See hint', bei der Seewand, kömma ma' heunt, wie's ausg'macht, zam und 's weiter wird si' finden. 'n Pechhannes aber is Rach' gschworn! D' War muaß wieder her und soll's Bluat kosten! Sag dös die Kameraden, wennst es siehgst; sie treffen mi am Platz!“

V.

Im Zollhause ging es heute schon nicht mehr so friedlich zu, wie am vorhergehenden Abend. Beim Frühstück machte der Mautner seinen Sohn mit dem Plane bekannt, ihm einen Dienst bei dem Förster und damit eine seiner Neigung entsprechende Beschäftigung zu verschaffen.

Aber Rudi erklärte sofort aufs bestimmteste, daß er nie und nimmer ein Gewehr in die Hand nehmen könne. Er habe das geschworen, als ihm am Weihnachtsabend das Unglück widerfuhr, er dürfe seinen Schwur nicht brechen und es sei ihm daher durchaus unmöglich, jemals wieder eine Schußwaffe in die Hand zu nehmen.

Der Alte glaubte hierin eine leere Ausflucht seines Sohnes erkennen zu müssen, der sich keiner ständigen Beschäftigung unterziehen wolle. Deshalb sagte er ganz entschieden: „Du thust, was ich verlange, und dabei bleibt's!“

„I kann 's nöd,“ entgegnete Rudi. „Mi schaudert's, wenn i nur dran denk, a G'wehr in d' Hand z' nehma.“

„Das ist eine Dummheit!“ versetzte der Vater. „Du wirst dich daran gewöhnen ebenso, wie an eine regelmäßige Beschäftigung. Das Herumvagabundieren in der Welt muß aufhören. Gelernt hast nichts und arbeiten willst nichts. Drum die Schand.“

„Vata,“ enegnete Rudi, „i bin nöd dran schuld, daß i nix g'lernt hab.“

„So? Wer is denn dran schuld?“

Rudi sah den Vater mit vorwurfsvollem Blick an. „I weiß 's nöd,“ sagte er dann.

„I will dir's sagn,“ antwortete der Mautner. „Dei' Leichtsin, dei' Faulheit is dran schuld.“

„Vater,“ rief jetzt Lori abwehrend, „reg dich nicht wieder auf; laß 'n Rudi Zeit, es wird alles recht.“

„Zeit lassen?“ entgegnete der Vater heftig. „Als wenn überhaupt noch Zeit z'lassen wär. Ein feiger Bursch ist er, ein liederlicher, der zu nichts z' brauchen ist, als daß man ihn in eine Besserungsanstalt in die Zucht schickt.“

„I bin nöd feig, Vata,“ rief jetzt Rudi, zitternd vor Erregung, „g'wiß nöd. Stell mi auf d' Prob, i will dir's beweisen. Mei' Leben gilt mir so viel wie nix; alles thua i, was d' willst, aber – a G'wehr nimm i nimmer in d' Hand, so wahr i leb; höchstens wenn i damit mein' Leb'n an' End machet. Willst mi nimmer sehgn z' Haus, so muaß i halt wieder weiter wandern. Sinn dir was anders aus. Auch i hab mein Kopf, i hab 'n von dir g'erbt. So oder so.“ –

Damit verließ er das Zimmer und begab sich aus dem Hause hinauf zu seinem Lieblingsplätzchen, der großen Linde.

Der Mautner konnte seine Wut nicht mehr bemeistern. Er schimpfte in den ärgsten Ausdrücken über den ungeratenen Sohn, und als sich Lori seiner annehmen wollte, auch auf sie. Aber die alte Mirl, die den Kaffeetisch abräumte, erlaubte sich jetzt, ihm Vorstellungen zu machen.

„Herr Mautner,“ sagte sie, „Sie schänden 's eigne Bluat, wenn's 'n Rudi gar so schlecht machen. Der Bua is nöd so schlecht, er hat a guates Herz –“

„Ja, aber a fauls Hirn!“ unterbrach sie der Mautner.

„D'ran is der Rudi nöd schuld.“

„So?“ fuhr der Mautner auf, da er zum zweitenmale die versteckte Anklage vernahm; „etwa gar ich?“

„Ja!“ schrie Mirl dagegen. „Extra, weil’s a so schrei’n, Herr Mautner. Sie san dran schuld, sie ganz alloa’! Der Rudi hat an’ hellen Kopf g’habt als kloana Bua, aber kaum is er in d’ Schul kömma, is sei’ Qual anganga. Koa’ Tag is verganga, wo er nöd Strixen kriegt hat; dabei hams ’n auf ’n Kopf g’schlag’n und ham ’n beutelt, daß eam d’ Zäh’n g’scheppert ham. Alle Tag, Jahr lang is’s a so furtganga –“

„Schweig!“ herrschte der Mautner die Alte an.

„Na’, i schweig nöd,“ fuhr diese trotzig fort, „i muaß mi amal ausreden, daß ’s ma leichter wird. Sie ham ’n Rudi sei’ schwachs Hirn am G’wissen, der Bua is oft ganz damisch gwen und woanat hat er mir’s klagt, daß er gar nix mehr lerna kann, daß eam der Kopf weh thuat, und oft ha ma ’s Herz weh tho’, wenn er g’sagt hat: Der Vata hat ma weh tho’, i kann nimmer denken. Und wie er nacha in d’ Studie kömma is, da is ’s nöd besser worn. Der arme Bua hat nix mehr im Kopf b’halten könn’a, hams eam ja ’s maltrahiert, als ob ’s a Schutzaballn wär, und d’ Watschen san nur so hin und her gflog’n.“

„So sei doch still, Mirl!“ versetzte Lori, erschrocken über den Mut der Alten. Aber des Vaters Aufregung hatte sich plötzlich gelegt. Lautlos starrte er nach der alten Magd, die es wagte, ihm die fürchterliche Wahrheit zu sagen, die er sich schon längst hin und wieder selbst im stillen eingestand, aber immer durch erkünstelte oder wirkliche Aufregung wieder zu unterdrücken mußte. Jetzt hörte er zum erstenmale von der erbitterten Alten das in Worten ausgesprochen, was er sich stets zu denken fürchtete.

Lori war besorgt um den stier auf einen Punkt hinblickenden Vater, der sichtlich erblaßt war.

„Laßt mich allein!“ sagte er endlich in mehr bittendem als befehlendem Tone.

„Vater, ist dir nicht gut?“ fragte Lori.

„Es fehlt mir nichts – aber allein muß ich sein.“

Die beiden Frauen entfernten sich, an der Thür nochmals nach dem Zurückbleibenden blickend.

„Aber Mirl, was hast g’macht!“ sagte das Mädchen vorwurfsvoll zu der Alten, als sie in der Küche angelangt waren.

„D’ Wahret hon i g’sagt,“ erwiderte letztere; „scho’ lang hat’s mi druckt. Mei’ arma Rudi – was hon i alles mit anseh’n müassen, und z’letzt sollt er an allem schuld sei’! Hätt er ’n früher an’ Förschta wern lassen, da hätt’s ’n g’freut, aber na’, studieren hat er müassen, alleweil studieren mit sein’ z’amklopfen Hirn, und alleweil nix als schänden und schänden! Dei’ Vata soll’s nur aa r amal wissen, was die Ursach is vom Rudi sein’ Unglück. Dei’ Muatta hat ma’s oft gnu’a klagt, hat oft gnu’a drüber gwoant. Mei’! wie hat er’s oft dera guaten Seel g’macht in sein Überananda!“

„Du urteilst zu streng über meinen Vater,“ sagte Lori, „er ist hitzig, aber auch wieder gut.“

„Ja, mit dir!“ entgegnete die Alte. „Du machst an’ Ausnahm; in di is er vernarrt und weil er alle Lieb dir schenkt, hat er für’n Rudi koane mehr. Es soll koa’ Vorwurf sei’, du bist sei’ Lieb wert, du bist a bravs Madl, gewiß is’s wahr. Aber halt a bisserl sollt er auf ’n Rudi aa schaugn und nöd behandeln wie r an’ Hund; er is ja aa sei’ Kind? Wo is er denn?“ fragte sie nachher, „’n Kaffee hat er grad halbet austrunken und sei’ Semmel is no’ ganz. I muaß mi nach eam umschau’n. Er soll nöd hungern dahoam, dös hat er in der Fremd oft gnuag tho’, mei’ ja! I laß eam nix abgehn.“

Sie ging, um Rudi auszusuchen.

Lori aber begab sich in ihr kleines Zimmerchen und weinte. Sie hatte den Vater noch niemals so erschüttert gesehen. An sein Poltern war sie gewohnt, es war ihm ja zur zweiten Natur geworden, und sie fühlte es auch weniger, denn gegen sie war er stets überaus milde; sie war sein Liebling. Bei ihr war er heiter und erzählte ihr gern von vergangenen Zeiten, von seinem Militärdienst, vom Kriege und manchem Abenteuer, das er in Frankreich erlebt. Er erzählte ihr auch von der Mutter, die er als die Tochter eines niederen Beamten gefreit und welche wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit vielen Nachstellungen ausgesetzt war,

insbesondere von seiten eines Kameraden seines Regiments, über welchen aber er, trotzdem jener zum Offizier avancierte und er nur Unteroffizier gewesen, den Sieg davongetragen habe. Dabei war es aber nicht ohne unliebsame Auseinandersetzungen abgegangen. Als er nach zurückgelegter Militärzeit in den Zivildienst trat, wurde er nach Lackenhäuser, in die zu jener Zeit noch sehr gescheute und als bayerisches Sibirien verrufene Gegend in seiner jetzigen Stellung versetzt, wo er nun schon über 25 Jahre lebte. Das machte ihn oft bitter, und er ließ seinen Ärger aus, wo sich ihm eine Gelegenheit bot. Dazu kam noch, daß auch sein früherer Kamerad und Gegner auf die benachbarte Revierförsterei versetzt wurde und er deshalb aus der unberechtigten Eifersucht und Aufregung nicht mehr herauskam. Ferdinands Vater, der Revierförster von Lackenhäuser, war dieser ihm so verhaßte Mann. Der arme Rudi aber hatte es zu büßen, indem er als Ableiter für des Vaters schlechte Laune erhalten mußte.

Der Mautner saß, nachdem er allein in der Stube zurückgeblieben, lange in seinem Lehnstuhl und hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Mirls Worte waren wie Dolchstiche in sein Herz gedrungen. Er mußte sich's eingestehen, daß sie recht hatte. Er war der grausame Vater, der den armen Sohn so unbarmherzig schlug, der ihn zu dem gemacht, was er geworden. Und warum?

Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Sohn müsse den des Revierförsters, seinen Feindes, geistig überragen. Er wollte, daß Rudi einmal eine hohe Anstellung bekäme und sich so über Ferdinand emporschwinde. Schon in der Dorfschule zeigte sich indessen das Gegenteil. Ferdinand war stets der erste, während Rudi trotz aller Rücksicht, welche ihm der Lehrer als dem Sohne des Mautners zu teil werden ließ, immer weiter zurückgesetzt werden mußte. Ferdinand trug jährlich sein blaueingebundenes Preisbuch nach Hause, Rudi behauptete sich auf der „Eselsbank.“ Statt liebevoller Ermunterung sollte nur durch Strafen des Knaben die Sachlage geändert werden, und das Ergebnis war ein höchst beklagenswertes, denn Schule und Lernen waren ihm längst zum Abscheu geworden.

Das alles erkannte der gestrenge Vater erst jetzt mit Entsetzen, leider zu spät. Mirl hatte ihm die Augen geöffnet. Er klagte sich nun selbst an, daß er das Unglück des Sohnes verschuldet, daß er ihn auf dem Gewissen habe. Eine tiefe Reue überkam ihn, allein diese konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen. Was aber noch besser gemacht werden konnte, das sollte geschehen; noch hoffte er, wäre nicht alles verloren, und sofort wollte er den Sohn von seiner Sinnesänderung in Kenntnis setzen.

Fast scheute er sich jetzt, ihm unter die Augen zu treten, denn Rudis letzte, vorwurfsvolle Worte hallten ihm jetzt schauernd im Herzen wieder. Sie bildeten eine fürchterliche Anklage gegen ihn; er war es, der das Lebensglück seines Sohnes untergraben, und zwar aus eitlem Hochmut.

Was sollte er nun beginnen? Er dachte lange darüber nach, da legte sich Loris Hand auf seine Schultern.

„Vater,“ sagte sie, „sei wieder gut und laß dem Rudi nichts entgelten.“

Der Vater schreckte auf und sah in das verweinte Gesicht seiner Tochter.

„Entgelten?“ sagte er. „Nein, nein, besser will ich's machen. Lori, ich überlaß es dir,“ fuhr er, einen plötzlichen Entschluß fassend, fort. „Berate du dich mit Rudi, was nun geschehen soll. Ich bin mit allem zufrieden. Nur macht mir keine Vorwürfe mehr, der Gedanke daran bringt mich schon außer Fassung. Wir wollen nun zusammenhelfen, sein Glück zu begründen, soweit es noch möglich. Aber ach, ich fürchte, es ist zu spät.“

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und der Amtsdienner meldete dem Mautner, daß die Aufseher mit einem Wagen voll geschmuggelter Waren angekommen seien.

Dieses wichtige Ereignis nahm nun den Mautner ganz und gar in Anspruch. Er drückte Lori die Hand und sah ihr verständnisvoll in die Augen, dann verließ er mit dem Zollwart die Stube, um sich in den Hof hinab zu begeben, wo das Fuhrwerk stand. Die Waren wurden sofort abgeladen und, nachdem darüber ein Protokoll aufgenommen, in eine Kammer neben der Amtsstube des Mautners verbracht.

Rudi hatte sich, als er seinen Vater verließ, zu der Linde hinaufbegeben, wo er gestern abends seine letzte Rast gehalten. Er fühlte sich sehr unglücklich und vergebens suchte er nach einem Halte, der in seinem verlorenen Leben noch eine günstige Wendung herbeiführen könnte.

Da trat der Frischmichl zu ihm heran, der sich lauern in der Nähe aufgehalten, um zu erspähen, wohin die Aufseher ihre Beute verbringen würden.

Rudi begrüßte den Jugendfreund herzlich und erzählte ihm dann von den neuen Schwierigkeiten, die sich für ihn ergeben, daß sich sein Vater heute beim Dreisesselbergfeste mit dem Revierförster aussöhnen wolle und daß er selbst in des letzteren Dienst treten solle. Er klagte ihm, daß sein Vater, der ihn gestern wider Erwarten gut aufgenommen, heute schon wieder in gewohnter Weise mit ihm zu schelten begann und daß es ihm am liebsten wäre, wenn er wieder fort könnte, weit, weit fort. Der Frischmichl konnte sich in Rudis Ideengang gar nicht hineindenken und mit etwas verächtlicher Miene blickte er nach dem Freunde.

„Hast denn gar koa' Kourage mehr?“ fragte er ihn. „Is dir dös nix wert, daß d' bei deiner Lori bleib'n kannst? Mir wenn so a Glück z'teil wär, i ließ mi schinden wie r an' Hund, nur um hin und wieder von ihr an' freundlichen Blick z' kriegn. Aber na', was der Mensch hat, dös schätzt er nöd.“

„Warum soll i mei' Schwester nöd schätzen,“ entgegnete Rudi. „Gwiß thu i's; sie lebt mir seit gestern ja neuerdings wieder und nur z'wegen ihr leb i heut noch, darfst mir's glauben. An' feigen Tropf hat mi mei' Vata ghoaßen, du haltst mi aa für oan, i bin's aber nöd. I bin nur an' arma Teufl. Hätt' i nur a Geld, i fallet mein' Vater nöd länger zur Last. I ging auf und davon; i fanget an' Handel an, der mi ehrlig durch d' Welt bringet. Aber mit nix, was willst anfangen?“

„Da könnt Rat wern,“ versetzte Michl. „Rudi, i verheiß dir zu Geld.“

„Du?“ fragte Rudi, und ein ungläubiger Blick streifte Michl.

„Ja, wennst mi nöd verratst. Gieb mir d' Hand drauf: was i dir sag, bleibt unter uns!“

„I verrat neamd, und die scho' gar nöd,“ antwortete Rudi. „Da hast mei' Hand.“

„So hör! Du siehst, wie 's da unten im Zollhaus Waren abladen. Es san gschwärzte Waren in an' Wert von über zwanzigtausend Gulden. Woäßt, wo die aufbewahrt wern?“

Rudi blickte den Freund vorwurfsvoll an.

„I woäß's a so,“ fuhr Michl fort, „brauchst mir 's nöd z' sagen. In der Kammer neben der Kanzlei wern's hinterlegt; dei' Vata hat 'n Schlüssel dazu. Is 's nöd a so? Aber na', sag gar nix. I ghoaß dir hundert Gulden und da – da hast glei zehn als Drangeld, wennst hilfst, daß i und meine Kameraden wieder zu der War kömma. I hon mir's kurz ausstudiert. Dei' Vata geht mir der Lori zum Dreisesselfest, leicht aa d' Aufseher, und alle werns müad sein, wenn's hoamkemma und bal schlafen. Im Zollhaus is sunst neamd, als der alte Zollwartl und vielleicht a Aufseher. Mit dene zwoa wern ma firti. Es geschieht eana nix, wenns mir nachgeht,“ beruhigte Michl den Rudi, der ihm entsetzt zuhörte, „es soll koa' Bluat fließen. Du verschaffst uns aber 'n Schlüssel in d' Kammer, daß ma' koan langa Aufenthalt ham. Wir wern aa die an Händ und Füaß binden, daß 's neamd schwant, daß d' mit uns im Einverständnis bist. Is um elfe rum alles sicher, so gibst uns a Zeichen – du stellst 's Liacht ans Fenster. Dös bedeut, daß nöd mehr Aufseher im Zollhaus san als oana. I wart dei' Zeichen da an der Linden ab. Jetzt woäßt dös dei'. Und no' was! Da hon i a Ketten von böhmische Koralln, die gibst deiner Lori und sagst ihr, es thaat mi sakrisch g'freun, wenn sie 's heunt traget beim Fest. Dös soll ma glei a Zeichen sein, daß von deiner Seiten nixi feiht. Also denk dran – hundert Gulden! Und leicht giebt der Herr, dem d' War g'hört, no ebbas dazua. Greif zua, Rudi. Du bist nur so lang a Lump, als d' koa' Geld hast. Hast a Geld, so bist a Herr, und weiters sorg i nacha a scho' für di. Hörst, 's Mirl schreit nach dir? Laß 's nöd warten. I will nöd, daß ma uns beinand siehgt. Du woäßt alles; i vertrau auf di. Jetzt pfuat di!“

Eiligst verließ er den Freund. Die Schachtel mit der Kette und die zehn Guldenstücke hatte er auf der Bank zurückgelassen.

Dem Rudi kam dieses Verlangen des Freundes so verblüffend rasch, daß er ihm gar keine Antwort geben konnte. Er wollte ihn zurückrufen, aber Michl war schon außer Hörweite. Rudis bleiches Gesicht rötete sich, als er sich in Gedanken Michls Worte wiederholte. Verlangte er nicht geradezu von ihm, daß er an seinem eigenen Vater zum Verräter werde? Er sollte die Hand zu einem Schurkenstreiche bieten, sollte seinen Vater in eine bedenkliche Lage bringen, die möglicherweise einen Makel auf ihn werfen konnte?

Andererseits war er sich sofort klar darüber, daß er den Freund nicht verraten könne, der es ja gut mit ihm meine, ihn aus seiner bedrängten Lage zu retten, ihm Geld verschaffen wollte, dessen er so dringend bedurfte.

Wie lachten ihn die blanken Guldenstücke an! So viel Geld hatte er schon lange nicht mehr in seiner Tasche gehabt. Das war ja die Lumperei in seinem bisherigen Leben, daß er kein Geld hatte, keines zu erwerben wußte. Und wie leicht war es doch zu verdienen!

Schnell griff er danach und verwahrte es in seiner Tasche. Auch die Schachtel mit der Kette steckte er zu sich und ging dann langsam und in Gedanken versunken hinab zum Zollhause. Er hatte ja den ganzen Tag über Zeit, sich die Sache zu überlegen und er hoffte, er würde schon das Richtige finden. Es kämpften in ihm zwei sich widerstrebende Geister; welcher die Oberhand gewinnen würde, das war er sich selbst noch nicht klar. Sie sollten aber sofort zur Ruhe kommen, als gleich nach seiner Ankunft im Zollhause der Vater zu ihm kam, ihm wie segnend seine Hand aufs Haupt legte und sagte:

„Rudi, du weißt, ich habe ein cholerisches Temperament, aber es ist nicht alles so ernst gemeint, wie ich es sag. Deine schlechte Zeit soll vorbei sein. Wir wollen in Frieden miteinander leben, und ich werde nun dafür sorgen, daß wir eine Beschäftigung für dich ausfindig machen, die dir entspricht und wozu du Lust hast. Willst du kein Förster werden, so giebt es vielleicht eine andere Stelle. Es kommen zum Feste die Leute aus der ganzen Umgegend, auch die Herren der böhmischen Glashütten. Da giebt es allerhand Posten, die sich für dich eignen würden. Mir ist nur darum zu thun, daß du eine Arbeit, welcher Art sie sei, verrichtest, denn nichts ist gefährlicher als der Müßiggang. Arbeiten muß jeder Mensch, jeder muß sich sein Brot verdienen, denn nur wenige sind so glücklich, von Haus aus so reich mit Glücksgütern gesegnet zu sein, daß sie der Arbeit entbehren können. Ich habe leider nichts als mein kleines Gehalt, das zur Not für unser Hauswesen ausreicht, das weißt du ja, und also, sei guten Muts, alles ist vergessen; hoffen wir das Beste von der Zukunft.“

Rudi standen die Thränen in den Augen, als der Vater so herzlich mit ihm sprach. Diese Sprache war er von ihm nicht gewohnt. Er erschrak jetzt bei dem Gedanken, daß er mithelfen sollte zu einem Schurkenstreich, den ihm sein Freund zugemutet. Unwillkürlich griff er nach der Tasche, in welcher er das Geld verwahrt hatte; es war ein Sündengeld, das er nie und nimmer für sich behalten durfte. Aber wie sollte er es anfangen, um das Unheil von seinem Vater abzuwenden, ohne an seinem einzigen Freunde zum Verräter zu werden?

„An was denkst denn?“ fragte der Vater, da er vergebens auf eine Antwort seines Sohnes wartete.

„I denk dran, Vata, wie viel Not daß d' mit mir hast. Geb's Gott, daß d' für mi was ausfindig machst.“

„Ja, heut noch,“ erwiderte der Mautner. „Sobald ich's Protokoll aufg'nommen hab wegen der abgefangenen Waren, trete ich mit Lori die Wanderung auf den Berg an. Wir kommen mit den Breitenbergern um neun Uhr beim Rosenberger oben zusammen, um in Gesellschaft die Bergfahrt zu machen. Sie wird mir viele Schweißtropfen kosten, aber dös schadet nichts. Möchtest du mitgehen?“

„Na', na', i paß no' nöd unter d' Leut'!“ wehrte Rudi ab. „Aber Vater, warum b'haltst die Ware da im Zollhaus? Warum laßt es nöd glei weiterfahrn ans Hauptzollamt nach Passau?“

„Dazu hat's morgen Zeit,“ entgegnete der Vater. „Der Zollwart muß heute erst ein Fuhrwerk bestellen.“

„Wenn aber d' Schwärzer an' Angriff machen, wie vorigs Jahr z' Wegscheid? I trauet mir nöd, die War über Nacht in unserm einsamen Zollhaus z' b'halten.“

„Da hat der Rudi recht,“ sagte der herbeigekommene Zollwart. „Wer weiß, von wem die Pascherei ausgeht, sie wern die War nicht so leichthin aufgeb'n. 's best wär's, fort damit! in Sicherheit. Ja, der Rudi hat ganz recht! Der Gsengetbauer könnt's ja gleich unter Bleiverschluß weiterfahren und ein Aufseher kann zur Begleitung mitgehn. So is die War aus'n Haus. Ganz recht hat der Rudi, ganz recht!“

Der Mautner sah die Richtigkeit der Sache ein, setzte sich mit dem Bauer, der das Fuhrwerk besorgte, ins Einvernehmen, ließ die Waren wieder verpacken, versah sie mit den Bleisiegeln und nachdem er dem zur Begleitung erwählten Aufseher einen Bericht an das Hauptzollamt übergeben, ließ er den Wagen über Breitenberg nach Passau weiterfahren.

Rudi atmete erleichtert auf. Er hatte seinem Vater einen Dienst erwiesen, von dessen Größe dieser gar keine Ahnung hatte, denn daß nunmehr der Überfall der Schwärzer unterbleiben würde, verstand sich für ihn von selbst. Es galt jetzt nur, Michl von der veränderten Sachlage zu verständigen und ihm sein Geld zurückzugeben. Nie wieder wollte er, so verlockend es auch sein möchte, auch nur einen Pfennig sich auf unrechte Art verdienen. –

Es war für den Mautner und seine Tochter Zeit geworden, um die bestimmte Zusammenkunft bei dem Rosenberger nicht zu versäumen. Lori sah in dem hellen Sommerkleide und dem runden Strohhut mit den blauen flatternden Bändern ganz reizend aus. Rudi zeigte ihr jetzt die Kette, ohne ihr jedoch zu sagen, daß sie von Michl komme.

„Willst 's heut tragen?“ fragte er sie; „i schenk sie dir.“

„Wo hast du 's denn her?“ fragte ihn die Schwester dagegen.

„Sie is für die b'stimmt,“ erwiderte Rudi ausweichend und reichte sie ihr hin.

Lori nahm sie erfreut entgegen; sie wollte dadurch dem Bruder eine Freude machen und legte sie sofort um den Hals.

Als bald war auch der Mautner, schon jetzt das Sacktuck zum Trocknen baldiger Schweißtropfen in der Hand, zum Abgang bereit. Er wußte das Amt in den Händen des Zollwarts gut versorgt und nachdem er Rudi und, was sonst nie vorkam, auch der alten Mirl die Hand zum Abschied gereicht, schritt er mit seiner Tochter dem Gebirge zu.

Rudi blickte ihm lange nach. Dann nahm er ein Papier und schrieb einige Zeilen an der Frischmichl des Inhalts, daß die heute morgen eingebrachten Waren sofort ans Hauptzollamt weitergegangen, somit im Zollhaus nichts mehr vorhanden wäre, deshalb auch der geplante Überfall zwecklos sei und er demnach kein Zeichen geben werde. Dazu legte er die zehn Guldenstücke und fügte die Bemerkung bei, daß er unter diesen Umständen das nicht verdiente Geld auch nicht behalten wolle, daß er überhaupt zu derlei Dingen nicht zu gebrauchen sei und sich hierzu zu dumm erachte.

Schreiben und Geld wollte er persönlich Michls alter Mutter übergeben, falls er jenen nicht selbst zu Hause antreffen würde.

Es war ihm, als laste das Sündengeld zentnerschwer auf seinem Herzen und er beeilte sich, dasselbe los zu werden. Dann erst wollte er sich des Dienstes freuen, den er seinem Vater erwiesen; innerlich aber gab er sich das Versprechen, niemals die Hand zu einer verbotenen Handlung zu bieten und wäre es selbst um den Verlust des einzigen Freundes, den er auf dieser Welt besaß.

VI.

Schon vom frühesten Morgen an strömten die Bergfahrer von allen Richtungen dem Dreisesselgebirge zu, welches einen Hauptbestandteil des Grenzkammes ausmacht und sich als ein mehrere Stunden langer, mit prächtigstem Hochwalde bestockter Wall, dessen hervorragende Gipfel über 1360 Meter hoch sind, von Norden nach Südosten in das

österreichische Mühlviertel hineinerstreckt. Das ganze Gebirge ist aus Granit zusammengesetzt und über und über mit Granitblöcken bestreut. Aus übereinandergetürmten Riesenblöcken dieses Gesteins bestehen auch die höchsten Gipfel: Dreisessel-, Hohen- und Plöckenstein.

Das ganze Gebirge vom Fuße bis zu 1100 Meter Höhe bedecken alte Hochwaldbestände, die noch immer einen urwaldähnlichen Charakter haben, denn sie sind auf der ursprünglichen Urwaldsdecke des Gebirges herangezogen. Ein fast ängstliches Gefühl, ein Gefühl der Kleinheit und Ohnmacht ergreift jeden, der zum erstenmale einen solchen Bestand von riesigen Fichten und Tannen mit den starken, säulenartigen Stämmen und den hoch angesetzten Kronen erschaut, dessen dunkles Grün der Nadelhölzer häufig von dem hellen Laub der Rotbuchen unterbrochen wird und dadurch ein heiteres und völlig parkmäßiges Ansehen gewinnt.

Durch einen solchen Bestand führt auch der Steig vom Rosenberger zum Dreisesselstein, dem Ziele der heutigen Bergfahrer. Der Himmel war wolkenlos und umspannte in wunderbarem Blau das Gebirge. Sonst herrscht in diesen Wäldern die tiefste Stille, die nur hin und wieder durch den Gesang der Walddrossel, den Schrei eines Waldspechts oder den dumpfen Schlag der Holzaxt unterbrochen wird, aber heute hallte es vom frohen Jauchzen der Bergwanderer, denn je höher der Mensch hinaufsteigt, desto tiefer schwinden die Sorgen des Alltagslebens von ihm, je mehr er die frische, würzige Bergluft einatmet, desto leichter wird ihm das Herz, und Freude und Lust ziehen in dasselbe ein.

Der etwas beleibte Mautner kam nun allerdings erst zu dieser Erkenntnis, nachdem der Gebirgsrücken erreicht war, auf welchem sich die Dreieckmark, die Grenzscheide der drei Reiche Bayern, Böhmen und Österreich befindet und von wo aus man den Gipfel des Dreisessels erreicht.

Die Erörterungen von heute morgen hatten ihm das Herz so schwer bedrückt, daß selbst die würzige Bergluft keinerlei Erleichterungen bringen wollte. Und doch wurde er nach und nachmunterer, denn er war voll guter Vorsätze und Hoffnungen. Er wollte durch ein Übermaß von Güte gegen den armen Rudi alles wieder ausgleichen. Der Blick in die Zukunft erschien ihm heiterer, wenn er sein Auge auf das in angeregtem Zwiegespräch voranschreitende junge Paar, die Tochter und ihren Begleiter, heftete. Den Hut in der einen, das Taschentuch in der anderen Hand, keuchte er hinter der Gesellschaft her, die aus den Honoratioren der Umgegend bestand.

Bayrische, böhmische und oberösterreichische Bedienstete der Grenzwaiche und Gendarmerie wie des Forstfaches in ihren verschiedenen Uniformen und Waffen bildeten schon für sich eine stattliche Zahl, während aus allen anderen Ständen der ganzen weiten Umgegend Karawanen von Leuten in ihrer einfachen Waldlertracht herankamen. Diese bestand bei dem weiblichen Geschlecht zumeist aus selbsterzeugten Stoffen, wobei das dunkelblaue, mit weißen Punkten versehene Kopftuch oder das beliebte Madrastuch, nach Art der Rothalerinnen, Czechen und Slovenen mit offen herabhängendem Hinterstück getragen, und die knapp anliegenden, meist schwarzen Spenser den wohlgebildeten Gestalten gut zu statten kamen, während die Tracht der seßhaften Männer und Burschen meist ein gewöhnlicher Rundhut mit Band und Schnalle, kurze Tuchjacke, buntseidene Weste mit blanken Knöpfen, lange Lederhose und niedere Wadenstiefel ausmachte. Die Inleute und die Holzarbeiter, hier „Scheiterhauer“ genannt, erschienen zumeist nur in blauen leinenen Anzügen, aber ihre heiteren Gesichter zeugten davon, daß man sich in allen Lebensstellungen ein frohes Gemüt bewahren könne, ihr Jauchzen und Jodeln klang so frisch und laut, wie dasjenige ihrer besitzenden Landsleute.

Nur auf einen dieser einfach gekleideten Burschen schien der prächtige Wald und die frische Bergluft keinen frohen Eindruck zu machen – es war der Frischmichl.

Er war dem Forstpraktikanten und Lori in angemessener Entfernung gefolgt. Er verwandte keinen Blick von den beiden, und weilte dieser Blick auch oft haßerfüllt auf dem jungen

Manne, so milderte er sich doch jedesmal, wenn er auf dem schönen Mädchen haftete, dessen rote Korallenkette weithin sichtbar war.

Diese Korallenkette, die sich um den Hals der schönen Mautnerstochter schlang, rief in dem Herzen des Burschen ein gewisses Gefühl von Glückseligkeit hervor. Er fühlte sich ganz im Banne dieses Mädchens, es war eine verheerende Flamme, die in ihm loderte, ein hoffnungsloses Lieben, und doch schuf es die einzigen glückseligen Stunden seines verfehlten Lebens, deren Abglanz die unbegrenzte Freundschaft zu dem in seinen Gesichtszügen dem Mädchen so ähnlichen Bruder war.

Diese Leidenschaft, die ihm Herz und Sinn gefangen nahm, hielt ihn vor mancher Gewaltthat zurück, welche im Gefolge seiner gesetzwidrigen Handlungen war. Er setzte sich niemals den Organen des Gesetzes zur Wehr, sondern ergriff jedesmal so rechtzeitig die Flucht, daß man ihm nicht mit Sicherheit eine Schuld beimessen konnte. Er fürchtete nichts mehr, als gefangen zu werden, von der Heimat entfernt und der Freiheit beraubt zu sein. Der Gedanke daran erfüllte ihn mit Todesgrauen. Seine alte, kranke Mutter mußte ja ohne ihn verhungern, und Lori nicht mehr sehen zu können, wäre für ihn Höllenqual gewesen.

Gleichwohl beschäftigte ihn bei dem Aufstiege vorzugsweise auch der Plan, wie er und seine Kameraden am besten der abgefaßten Waren wieder habhaft werden könnten. Die leuchtende Korallenkette am Halse Loris galt ihm ja auch für ein Zeichen, daß Rudi das Werk unterstützen werde, und so schritt er mit geteilten Empfindungen bergan.

Ferdinand wich auf dem ganzen Wege nicht von Loris Seite. Der sonst dem Mädchen eigene Frohsinn wollte aber heute nicht zum Vorschein kommen. Der junge Mann gab sich alle erdenkliche Mühe, das Mädchen heiterer zu stimmen, und da ihm dieses nicht gelingen wollte, kam er auf die Vermutung, seine Person trage die Schuld hiervon und die Neigung des Mädchens zu ihm habe sich verringert. Deshalb drang er in Lori, ihn von den qualvollen Zweifeln zu befreien.

Lori war nun gezwungen, dem Freunde mitzuteilen, daß Rudi wieder heimgekehrt und wie sie um dessen ferneres Schicksal aufs tiefste besorgt sei.

Der junge Forstmann hatte an Loris abwesenden Bruder gar nicht mehr gedacht und er erschrak fast, als dieser jetzt plötzlich auf der Bildfläche und so nahe verbunden mit dem von ihm angebeteten Mädchen erschien.

Dieser Bruder, dieser landbekannte Flank, bildete allerdings eine sehr unangenehme Dareingabe.

„Nun, was hat Ihr Vater über ihn beschlossen?“ fragte er, nachdem er eine Weile nachdenkend neben Lori hergeschritten.

„Er sucht Arbeit für ihn,“ lautete die Antwort.

„Eine Arbeit, bei der man die Hände in den Schoß legen kann, die giebt's nicht, und eine andere wird ihm nicht passen,“ meinte der junge Mann etwas wegwerfend.

„O ja,“ ereiferte sich Lori, „er hat die besten Vorsätze. Er hat ja ein so gutes Herz und er wird uns gewiß keine Schande mehr machen.“

„Das gebe Gott!“ erwiderte Ferdinand aus tiefster Seele. „Aber ich glaube nicht daran. So lange er nicht von der schlechten Kameradschaft läßt, in der er schon als Schulbub gewesen, ist er für die bessere Menschheit verloren. Und er läßt nicht davon, ich weiß es, er ist ein Herz und ein Sinn mit dem gefährlichsten unserer Wilderer und Pascher, mit dem berüchtigten Frischmichl, einem Menschen, vor dessen Kugel niemand sicher ist, am allerwenigsten ich, dem er, wie ich bestimmt hörte, den Tod geschworen.“

„Um Gottes willen, das ist gewiß nur ein falscher Verdacht!“ rief Lori. „So schlecht kann doch der Michl nicht sein, der für seine alte Mutter so besorgt ist – Ferdinand, Sie thun ihm gewiß Unrecht!“

„Für wen ereifern Sie sich!“ entgegnete der Forstmann. „Sehen Sie hier an meinem Hut die Spuren der Kugel, die mir im heurigen Frühjahr, es war am Vorabend des Palmsonntags, in

der Dämmerung ein Wilderer zgedacht. Einen Zoll tiefer und er hätte seine Absicht erreicht. Und dieser Wilderer war der Frischmichl.“

„Haben Sie ihn erkannt?“ fragte Lori.

„Erkannt?“ gab Ferdinand zurück. „Nicht am Gesicht, doch in seinem Wesen. Als wir zusammentrafen, er hatte soeben den Bären erlegt, sah ich, wie er gegen mich anschlug. Ich gab Feuer, ohne ihn zu treffen, im gleichen Augenblicke streifte mich seine Kugel. Ich schickte dem Flüchtigen einen zweiten Schuß nach, doch wußte er sich hinter Felsentrümmern zu decken. Wie eine Gemse sprang er dahin, stürzte über einen Felsen, raffte sich wieder auf und verschwand im Hochwalde. Ich konnte ihn nicht weiter verfolgen. Ich ließ noch in derselben Nacht in seiner Wohnung nach dem Burschen suchen, er war nicht zu Hause, er sei im Böhmischen auf einem Viehhandel begriffen, hieß es. Nach mehreren Tagen kam er in der That mit einem Viehtriebe über die Grenze. Man konnte ihm nichts anhaben, und doch war ich fest überzeugt, daß nur er mir diese Kugel zugeschickt.“

Gott sei Dank, daß es so ausgegangen,“ sagte Lori. „Und am Vorabend des Palmsonntags ist das gewesen?“

„Ich werde den Tag nie vergessen,“ beteuerte der Jäger.

Loris Gesicht überzog eine glühende Röte. Plötzlich erinnerte sie sich ihrer Hilfeleistung am Palmsonntag im Klafferstraßwirthshause, wo ihre kleine Hausapotheke dem Frischmichl so gute Dienste gethan, sie erinnerte sich aber auch, wie sie sowohl vom Wirte, wie von dem Kranken selbst dringend gebeten worden, mit keinem Worte der Sache zu erwähnen, da Michls Mutter von dem Unfall erfahren und sich darüber ängstigen könnte. Lori hatte gegen niemand etwas geäußert, auch nicht viel darüber nachgedacht, jetzt aber erschien ihr plötzlich alles in anderem Lichte, und sie erschrak heftig über diese Erkenntnis. Ja, Ferdinands Verdacht war begründet, es war kein Zweifel, die Kugel, welche sein Leben in so große Gefahr brachte, sie kam von Michl, dem Freund ihres Bruders.

Ferdinand ahnte nicht, was in dem Innern seiner Begleiterin vorging. Sie war plötzlich Mitwisslerin eines Geheimnisses geworden, das wie mit Fieberschauern ihr Inneres durchwühlte.

„O Gott, mein Gott!“ Diese Worte preßten sich mit Gewalt aus ihrem Munde hervor.

Der junge Forstmann war der Meinung, sie seien der Ausfluß ihrer Anteilnahme für ihn und er fuhr dann fort:

„Fürchten Sie nichts. Der Mensch wird sich besinnen, mir ein zweites Mal im Walde zu begegnen; es wäre sein Todesgang!“

Ein lautes Lachen störte die beiden auf. Sie erblickten in geringer Entfernung auf einem Wege, der neben dem von ihnen beschrittenen Gangsteige herlief, den Frischmichl. Er mußte die letzten Worte des Forstmannes gehört haben und hatte sie offenbar auf sich bezogen. Ferdinand machte sofort eine rasche Bewegung nach dem Gegner, aber Lori hielt ihn zurück.

„Um alles in der Welt, setzen Sie sich keiner Gefahr aus!“ bat sie. „Mir ist so bang.“

Ferdinand verfolgte den rasch voranschreitenden Burschen mit bösem Blick, und dieser juchzte jetzt und sang wie zum Hohne:

„Und der Fuchs stimmt 'n Has,
Und der Jaga 'n Fuchs,
Und der Wildra 'n Jaga,
So wechselt der Jux!“

„Die Pest an seinen Hals!“ rief Ferdinand wutentbrannt. „Wäre da oben heute nur nicht das Fest, ich würde ein Wörtl mit ihm reden. Leider haben dort heute alle Lumpen Zutritt.“

„Sie rechnen mich doch nicht auch unter die Lumpen?“ lachte der mühsam nachgekommene Mautner. „Lumpig genug geht's mir mit dem Marschieren; nur die Aussicht, daß wir bald am Ziele sind, hält mich noch so ziemlich beisammen.“

Dieses Ziel, der Gipfel des Dreisessels, ward denn auch nach einer zweistündigen Wanderung erreicht. Hier oben befindet sich ein freier Rasenplatz, nur von einigen riesigen Tannen und Fichten bestockt. Die östliche Hälfte dieses Platzes ist böhmisch, die westliche bayrisch. Jene begrenzt eine prächtige Hochwaldung, diese aber die berühmte Dreisesselgruppe, drei wie von Menschenhand aus wagrechten, grobkörnigen Granitplatten bis zu dreißig Meter Höhe aufgetürmte Steinkolosse, auf deren oberen Flächenteilen sich drei sesselartige Vertiefungen mit förmlichen Lehnen befinden, auf welchen, der Sage nach, voreinst die Herrscher der drei aneinander grenzenden Reiche, Böhmen, Bayern und Östreich, jeder in seinem eigenen Reiche sitzend, gemeinschaftliche Beratungen pflogen.

Auf dem Bergplateau herrschte das regste Leben. Alle Stände waren vertreten. Beamte, Lehrer, Ärzte, die böhmischen Hüttenbesitzer mit ihren Familien, Geistliche, Landleute beiderlei Geschlechts, Touristen u. s. w., sie alle verkehrten hier in zwangloser Fröhlichkeit und erfreuten sich an der schönen Gottesnatur und der herrlichen Fernsicht. Die Waldhirten der ganzen Umgegend fanden sich mit ihren Angehörigen heute natürlich vollzählig hier ein, die Hüte geschmückt mit mächtigen „Blumenbuschen“, denn sie feierten heute ihren „Hirtenkirta“ und betrachteten die ganze übrige Gesellschaft nur als vorhanden, ihr Fest verherrlichen zu helfen.

Dieses „Jakobifest“ ist nichts anderes als der sogenannte „Hirtenkirchtage“ (Almenkirta), wie er auch im Hochgebirge von den auf den Bergweiden den Sommer über verweilenden Hirten gefeiert wird. Hier auf diesem Grenzberge kamen die Hüter der jungen Stiere, welche zu Berge getrieben werden, an diesem Tage seit unvordenklichen Zeiten zusammen und vergnügten sich mit besserem Essen und Gespräch, vielleicht bei einer Zither oder Pfeife.

An sie schlossen sich Gäste aus dem Thale an, die ihnen die Lebensmittel zugetragen hatten, und so wurde es Sitte, am St. Jakobstage sie auf ihrer einsamen Höhe zu besuchen und den Tag oben in der frischen Bergluft bei der herrlichen Fernsicht zu verbringen. Zugleich begrüßten sich dabei die Nachbarn der drei Länder und freuten sich in friedlichster Weise ihres Lebens.

Heutzutage bilden zwar auch noch die Hirten den Mittelpunkt des Festes, ihnen gesellen sich aber oft über fünfhundert, ja sogar tausend Personen der nächsten Orte aus den drei Landen zu. Wirte, Bäcker, u. s. w. ziehen mit ihrer Ware zu Berg, Hütten sind errichtet, man bringt Musikanten mit, lagert auf dem Gestein, schaut ins Weite, trinkt, tanzt und macht mit den Nachbarn gute Bekanntschaft, bis man am Abend vergnügt scheidet, während die Hirten oben noch ein Freudenfeuer anschüren und den Gästen nachjauchzen.

Und so war es auch heute.

An den flüchtig aufgeschlagenen Tischen und Bänken, wie auf dem Grasboden saßen die Leute und ließen sich Bier und Weißbrot bestens munden; an einem offenen Herde bereiteten sich andere in großen blechernen Büchsen das sogenannte Büchelsteinerfleisch, die Lieblingskost der Wäldler Bergfahrer, oder es wurden Würste warm gemacht, die heute in Legionen verzehrt wurden. Böhmische Musikanten spielten auf ihren verrosteten, mit Grünspan bedeckten Blasinstrumenten und alten gellenden Klarinetten lustige Weisen. Ein anderes Musikkorps bildete die Kapelle des reichen Höchstbauern auf dem Frauenberge, der weit und breit als „Musikmeister“ bekannt war, neben seinen bäuerlichen Verrichtungen mit Leidenschaft die Musik betrieb und alle seine männlichen Inleute zur Erlernung irgend eines Instrumentes anhielt. So konnte er bei festlichen Gelegenheiten mit seiner selbstgeschaffenen Kapelle aufspielen und erntete allseitig Lob und Dank.

Der Platz für die Honoratioren und besonders geladenen Gäste war durch Tannenbüsche abgegrenzt und befand sich unter einer Gruppe von riesigen Tannen, welche ein schattiges Dach bildeten zum Schutze gegen die Mittagssonne. Der Revierförster von Lackenhäuser spielte hier den Hausherrn. Er war ein alter, noch rüstig aussehender Forstmann mit schneeweißem Kopf und ebensolchem Schnurrbart. In seiner Haltung erkannte man trotz seines Alters den vormaligen Offizier. Er war ein origineller Mann von unverwüstlichem

Frohsinn. Wohl hatte er auch seine üblen Gewohnheiten, und als solche vorzugsweise die, ungemütlich grob zu sein. Er sagte jedem die nackte Wahrheit in einer Form, die im allgemeinen nichts Verletzendes an sich hatte, aber dennoch den Betreffenden oft befremdete. Dabei gebrauchte er in seiner frohen Laune ganz eigentümliche Anreden, die allerdings nur ein Scherz sein sollten, aber doch manchen verblüfften.

Er begrüßte die von Bayern und Böhmen Ankommenden, besonders herzlich aber seinen Sohn und den alten Mautner. Letzterer stand, den Hut in der Hand und sich mit dem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Nacken wischend, in einer gewissen Verlegenheit dem ehemaligen Kriegskameraden gegenüber, und er war nicht wenig überrascht, als dieser ihm die Hand zum Gruße reichte.

„Zachäus, bist du 's wirklich?“ rief der Revierförster lachend. „Soll ich die Worte wiederholen, die deinen edlen Kollegen vom Hauptzollamt Jerusalem so populär gemacht? Alte Zollschranke, sei mir willkommen!“

„Eigentlich!“ stotterte der Mautner, „eigentlich sollt ich – eigentlich –“

„Eigentlich,“ fiel ihm der Revierförster in die stotternde Rede, „sind wir alle zwei rechte Kameler – das heißt, ich trage keine Schuld daran, daß wir nebeneinander leben wie –“

„Eigentlich ja,“ unterbrach ihn der Mautner, „aber –“

„Was aber?“ fiel der Förster ein. „Jeder Mensch hat Anspruch auf Hochachtung, der einsieht, daß er ein Esel gewesen. Das ist unser Fall. Schlag ein angesichts der drei Staaten. Musikanten, einen Tusch! – Ein Hoch auf die alte Freundschaft, die niemals rostet!“

Die Musikanten spielten einen Tusch. Alles stimmte in das Hoch mit ein, Krüge wurden gehoben, Hüte geschwenkt, während die beiden alten Kriegskameraden sich umarmten.

„Altes Rhinoceros,“ sagte der Förster leise zu dem wiedergewonnenen Freunde, „bist du denn mit Blindheit geschlagen? Siehst du nicht ein, daß wir uns aussöhnen müssen, wenn unsere Kinder sich ihr Nestlein bauen wollen? Sprich kein Wort – setz dich nieder, daher auf diesen bequemen Sitz – ruhe dich aus, iß und trink und sprich nichts. Es ist nicht gut, wenn der Mensch viel dummes Zeug schwätzt. Es geht alles, wie es gehen muß, für die Herzen giebt's keine Schlagbäume. Mach keinen Simpel von einem naseweisen Vater, sag ja, alles andere ist vom Übel!“

Damit drückte er den überraschten Mautner auf einen bequemen Sitz nieder und reichte dann Lori beide Hände zum Gruß hin.

Der Mautner kam sich ganz willenlos vor.

„Ja, ja,“ sagte er, „das Ausruh'n schmeckt. Der Berg ist meiner Seel in den zehn Jahren, seit ich nicht mehr da war, höher geworden.“

„Natürlich“, lachte der Förster, „für einen solchen Federfuchser wachsen die Berge in den Himmel hinauf! Schau mich an, für mich ist der Dreisessel eine Erholungstour, er ist mein Garten, mein Park und mein Stolz; jeder schöne Baum freut mich. Aber du kennst nur den blauweißen Schlagbaum und deinen Zolltarif. Gott sei Dank, daß ich nicht, wie du trauriger Zöllner, angehängt, sondern da heroben näher dem Himmel bin, in den ich nur zu kommen wünsche, wenn's droben einen Hochwald und keine Borkenkäfer giebt. Sollst leben, alter Federfuchser.“

Es folgten nun heitere Stunden. In zwangloser Fröhlichkeit erfreute sich alles an der schönen Natur und vergnügte sich mit Gesang und Tanz. Dazwischen erging man sich in dem nahen Walde oder stieg den schmalen Holzsteig hinauf zu den drei Sesseln, von denen man eine entzückende Fernsicht nach Bayern und Östreich genießt, auf das alte Passauerland bis Linz, das Inn- und Donauthal, die Alpen von Salzburg bis Steiermark, sowie auf die unermeßlichen Forste des Böhmer- und Bayerwaldes.

Auf diesen Felsen stehend, wird auf Grund einer im Volke lebenden Sage manches spröde Mädchen vor Hochmut und Hoffart zu warnen versucht, freilich nur in neckischer Weise von den jungen Männern. Es wird nämlich erzählt, daß in jener Zeit, als die Fürsten ihre Zusammenkunft auf dem Dreisesselberg hielten, in den Burgen zu Wolfstein, Hauzenberg und

Riedl drei wunderholde Fräulein lebten. Um diese warben drei junge Edelleute aus dem Gefolge der Fürsten, ein Bayer, ein Östreicher und ein Böhme. Aber die Fräulein waren ebenso hoffärtig als liebezend, und ihr Herz stand nach gräflichen oder wohl gar fürstlichen Freiern, weshalb ihnen die schlichten Ritter nicht gelegen kamen. Um diese abzuschrecken, setzten sie den Preis ihrer Schönheit über die Maßen hoch und stellten den Jünglingen beinahe unerfüllbare Bedingungen. Gleichwohl nahmen die Ritter die harten Satzungen an, empfingen nun aus der Hand der Fräulein jeder ein goldenes Fingerreiflein. Damit sollten sie sich, wenn sie ihre Abenteuer glücklich durchgekämpft, von heute an übers Jahr, am Abend vor dem Dreikönigsfeste, gemeinsam auf dem Dreisesselstein einfinden. In der Mitternachtsstunde würden sodann auf den Warten der drei Burgen Freudenfeuer auflodern zum Zeichen, daß man der Bräutigame in Jubel harre. Die Ritter zogen nun in den Gauen herum, bestanden manchen heißen Strauß, kämpften mit Riesen und Drachen, und nachdem sie alles, was ihnen geboten war, pünktlich vollführt, arbeiteten sie sich an dem bestimmten Tage mühsam durch den tiefen Schnee zum Dreisesselberge hinan, um auf dem Gipfel desselben die versprochenen Zeichen abzuwarten. Eine Ewigkeit schien ihnen die Zeit bis zur Mitternacht; diese kam und verrann – aber nirgends brannten die ersehnten Feuer. Die Ritter merkten jetzt – zu spät –, daß sie geöffit seien, und voll Unmut zogen sie die Ringe von den Fingern und warfen sie, jeder nach einer anderen Himmelsgegend, in die mit Schnee bedeckten Abgründe. Darauf zogen sie von dannen auf Nimmerwiederkommen. Die stolzen Dirnen aber führte kein Freier zum Altar. Sie welkten dahin in den freudeleeren Mauern ihrer Schlösser und sanken ins Grab, ohne auch dort Ruhe zu finden. Denn alljährlich in der Dreikönigsnacht sieht man sie die Kuppe des Dreisesselberges umirren, vergeblich die klafferhohe Schneedecke nach ihren Ringen durchwühlen. (Ad. Müller.)

Dieser Sage gedachte Ferdinand, als er jetzt mit Lori auf einem dieser Felsen stand, und er fragte das Mädchen:

„Welche Bedingungen werden Sie mir stellen, wenn ich es wagen sollte, um dich zu freien?“

Dabei ergriff er ihre Hand und steckte ihr ein Ringlein an den Finger.

Lori blickte ihn mit ihren sanften Augen liebevoll an, dann erwiderte sie:

„Ferdinand, ich stelle die Bedingung, daß du dich keiner Gefahr aussetzest, daß du den Frischmichl in Ruhe läßt, der, wie du vielleicht nicht mit Unrecht glaubst, dein Feind ist. Hier geb’ ich auch dir dieses Ringlein, und wenn es dir Ernst ist und du glaubst, mit mir glücklich zu werden, so –“

„So halten wir am nächsten Dreikönigsfeste unsere Hochzeit,“ ergänzte der junge Mann, als das Mädchen stockte. „Abgemacht!“

Ein Händedruck, ein glücklicher Blick zeigten ihm des Mädchens Einverständnis, und der junge Forstmann gab seiner Freude lauten Ausdruck durch einen weithin hallenden Juhschrei. Auch die anderen auf dem Gipfel Stehenden stimmten freudig ein.

Doch diese glückliche Stimmung erlitt bald eine Dämpfung.

Beim Abstieg über die etwas schwache Holzterappe unterstützte Ferdinand das nachfolgende Mädchen so gut es anging. Da brach die unterste Stufe. Ferdinand suchte sich durch einen Sprung zu retten, wobei er ausglitt und ohne sich im geringsten zu verletzen, einen Moment zu Boden fiel, worüber alle Anwesenden laut lachten. Diesen Moment benutzte der gleichsam unter dem Felsen Wache haltende Frischmichl, dem plötzlich im Abstiege gehemmen Mädchen seine Hilfe anzubieten.

Ohne daß Lori recht wußte, wie es kam, hatte er sie mit festem Arm um die Hüfte gefaßt und sanft herabgehoben. Dabei hatte seine Wange wohl mehr als zufällig diejenige Loris berührt, wobei er ihr die Worte ins Ohr flüsterte:

„Du heili’s Deandl!“

Ferdinand verstand diese Worte zwar nicht, aber er sah, da er sich wieder aufgerafft, wie zärtlich der Bursche seine Geliebte umfaßt hielt, und in einem plötzlichen Wutanfall stieß er jenen zurück.

„Scher dich zum Teufel!“ schrie er. „Niemand hat dich gerufen!“

„Oho!“ gab der Bursche zurück. „Schaugts ma dö Greanhosen an! (Schimpfname für Forstleute und Grenzwächter.) Soll i dir 's Hüat'l awakei'n (den Hut herunterschlagen)?“

„Probier's, du Tagdieb!“ rief Ferdinand und zog seinen Hirschfänger. Aber im gleichen Moment fühlte er sich von rückwärts gepackt, und die Waffe ward ihm von Michls Freunden entrissen.

„Hauts 'n zamm!“ rief es von mehreren Seiten.

Lori schrie laut auf vor Schrecken und trat jetzt zu Michl mit den Worten:

„Michl, ich bitt' dich, mach Frieden!“

„Lori, was du wollst, g'schieht!“ rief der Bursche, sie mit seinen brennenden Blicken gleichsam verschlingend.

Sofort gebot er Stillstand, und aus der Hand eines seiner Kameraden den Hirschfänger nehmend, reichte er diesen mit spöttischer Miene dem jungen Forstmanne, indem er sagte:

„Da, nimm dein Schnitzer wieder. Heunt wird nix graaft da heroben, dafür is ebbs guat.“

Ferdinand wollte diese Großmut nicht anerkennen. Wohl stieß er die Waffe in die Scheide zurück, aber er zog auch von den durch den plötzlichen Zusammenlauf aufmerksam gemachten und herbeigeeilten Gendarmen und Grenzwächtern einen Vorteil, indem er diesen die Burschen bezeichnete, welche sich an ihm vergriffen hatten.

Sein Vater, der Revierförster, eilte nun auch herbei, erkundigte sich über den Zwischenfall, und als Herr auf dem Dreisessel befahl er, daß Michl und sein Anhang sich vom Festplatze zu entfernen hätten.

Das machte böses Blut. Keiner wollte dieser Aufforderung genügen, und es bereitete sich ein böser Kampf vor. Die Heiterkeit des Festes schien geendet zu haben, und alles bangte vor einem Zusammenstoße der erhitzten Burschen mit den bewaffneten Organen.

Lori weinte. Mit Recht hielt sie sich für die unschuldige Ursache dieses gefahrdrohenden Streites.

Niemand achtete in der Aufregung dieser Thränen, nur einer übersah sie nicht und dieser eine war Michl. Sein Entschluß war kurz gefaßt. Er stieg auf eine Bank und gebot Ruhe.

Als diese eingetreten, sagte er:

„I bin ganz alloa' Ursach an dem Streit. Seids wieder z'frieden, laßts enk 's Fest nöd verderben. I wend' mit furt und bleibts ös in Frieden z'ruck. A so is g'holfen. Unser Herr Revierförster soll leben. Vivat hoch!“

Zuerst durch diese Wendung verblüfft, stimmte bald alles lachend in den Ruf mit ein. Michl aber verließ eiligst den Festplatz. Er winkte seinen ihm folgen wollenden Kameraden, zu bleiben, und war alsbald im Hochwald verschwunden.

Nun aber störte nichts mehr die allgemeine Fröhlichkeit. Selbst der alte Mautner ward seelenvergnügt, zumal ihm der Fabrikherr von Glöckelberg die Zusicherung gab, seinem Sohn Rudi eine Stellung im Geschäft zu geben, die er ohne viel geistige Anstrengung versehen könne.

Volks- und Schnadahüpfelgesänge wechselten mit Musikvorträgen, besonders aber war es ein echtes Waldlerlied, das alle einstimmig sangen:

Mir san nöd jung, nöd jung,
 Mir san nöd olt, nöd olt,
 Mir san holt stolz auf unsern Wold;
 Mir san nöd granti,
 Mir san gemüatli holt,
 Mir san holt stolz auf unsern Wold!

Lori war etwas nachdenkend geworden. Sie konnte den aufregenden Zwischenfall nicht vergessen. Michls seltsam gesprochene Worte und seine glühenden Blicke wollten ihr nicht aus dem Sinn. Sie mußte immer wieder daran denken. Aber sie hielt doch dafür, daß es nur

die Freundschaft zu Rudi sei, die Dankbarkeit für den einst geleisteten Dienst, was ihn ihr gegenüber so gefügig machte. Und doch konnte sie sich nicht alles zusammenreimen.

Aus ihren Gedanken riß sie der alte Revierförster, der jetzt öffentlich und in aller Form um sie für seinen Sohn freite.

„Sag nur ja,“ rief der angeheiterte Mautner, als ihn die Tochter fragend anblickte, „es nutzt dich nix mehr; sonst macht uns der Revierförster solche Grobheiten, daß wir nimmer wissen, sind wir am Rachel oder am Dreisessel.“

Dabei ergriff er Loris Hand und legte sie in diejenige Ferdinands.

Der alte Revierförster aber sagte lachend:

„Nun, endlich kennt er mich wieder!“

Die nächste Folge war ein Tusch der vereinigten Musikbanden und ein nicht endenwollendes Hoch auf das Wohl des Brautpaares.

Weithin schallte dieser Jubelruf. Ihn hörte auch der gegen den böhmischen Blöckenstein zu sich entfernende Bursche, der, wie von süßem Schauer erfüllt, den Waldweg entlang schritt, in Gedanken bei dem Augenblicke verweilend, da sich seine und des Mädchens Wangen berührten. Nicht um allen Reichtum in der Welt hätte er diesen Moment vertauscht. Er fühlte sich glücklich, er war versöhnt mit der ganzen Welt. –

VII.

Rudi befand sich bald nach Abgang seiner Angehörigen auf dem Weg zu Michls Wohnung. Er hatte seine beste Kleidung angezogen und machte in derselben wie in seinem sonstigen Äußern heute den Eindruck eines anständigen Menschen. Auch innerlich fühlte er sich ganz ermutigt. Schon sein natürlicher Leichtsinn ermöglichte ihm ja, alles Vergangene rasch zu vergessen und sich des Augenblicks zu erfreuen. Und dazu hatte er heute allen Grund: er wußte die Schwester gesund, den Vater versöhnt, hatte saubere Kleider und ein paar Sechser in der Tasche, die ihm der Vater noch beim Abschiede in die Hand gedrückt, und hatte außerdem, wie schon lange nicht mehr, ordentlich gefrühstückt. So lächelte ihn die Welt, die ihm noch gestern so trübe erschien, heute gar fröhlich an. Mit wahren Vergnügen blickte er zu dem tannenbestockten Hange des Dreisesselgebirges, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er in die frohen Juchzer mit eingestimmt, welche vom Berge fast ohne Unterlaß hinab ertönten in das schöne, wiesenbegrenzte Thal der Michel, an welcher ihn der Weg hinführte.

Wie wohl war es ihm in der Heimat! Wie oft hatte er sich nach ihr zurückgesehnt in den schlimmen Tagen, die er durchlebt! Die duftigen Berge sehen, die würzige Waldluft atmen und dabei ein ruhiges Gemüt haben, das deuchte ihm heute die größte Glückseligkeit. Gern wollte er sich jeder Arbeit unterziehen, wenn er nur hier bleiben, Heimatluft atmen könnte!

So summte er vergnügt eine Melodie, bis daraus ein erst bescheiden, dann sich immer mehr entwickelnder Gesang „über den schönen Wald“ erstand, den er bis zu dem am Ende angefügten Jodler sang. Den Jodler selbst brachte er noch nicht heraus, dafür aber sang ihn eine schöne weibliche Stimme ganz in seiner Nähe.

Rudi blickte verwundert um, sah in das lachende Gesicht einer frischen, jungen Neuweltlerin, die, einen Korb mit Waren auf dem Kopfe tragend, rüstig schon länger hinter ihm hergeschritten war, sich an dem Gesange des Mannes ergötzte, und da er nimmer weiter konnte, denselben vollendete.

„Jeß, du bist es, Gredl; grüß di Gott!“ rief Rudi.

„Ja gel’, da schaugst, daß i den Jodler sing, der dir in der Kehl is stecka blieb,“ entgegnete das ihm nun ganz nahe gekommene Mädchen. „Woaßt, i sollt eigentli no’ nöd singa, weil ’s Jahr no’ nöd um is, daß mei’ Vormund gstorbn is; da sollt’s mir halt no’ gar nöd singerlich z’ Muat sei’, aber i kann nöd anders. Hör i singa, so muaß i mitsinga, seh i ebban lacha, so lach’ i mit, und flennt wer, so flenn i halt aa mit. I woaß’s, dös is dumm, und d’ Leut hoaßen mi aa

dö dumm' Gredl von Reichenau, aber was liegt mir da dran? I bin mir gescheit gnua für mei' bißl Geld und mi gfreut mei' jungs Lebn. So, und jetzt gieb mir d' Hand zum Grüßgott und sag mir, wo 's d' herkommst und was 's mit dir is. 's Mirl, enka Kindsmagd, hat scho' viel Kümmernis wegen dir ausgestanden und lamentiert in oan Trumm, daß 's ihran Ruderl so schlecht geht, derweil vagabundiert 's Ruderl in der Welt umanand und laßt unsern Herrgott an' guaten Mo' sei'. I woäß scho', daß dir d' Leut und vor allen dei' Vater aufsässig san, grad wie mir. Di hoäßens 'n Mautnerflank, und bist leicht mehr wert wie alle die blauleinen' Schlucker mitanand, denn du hast an' Geist, und wer an' Geist hat, därf aa r a wengerl leichtsinni sei'. Ham's dennast gsagt, du bist bei der Komödie? Jesses na', da hätt' i di sehgn mögn! I hon d' Komödie für mei' Seel gern. Wie schö' is's gwen auf unserm Wirt sein' Tanzboden, wie 's amal 'n Doktor Faust gspielt ham, den der Teufl mit 'n Schürhackl gholt hat, oder 'n Schinderhannes, oder gar d' Genovefa. Was i da gflennt hon! Und erst der Kasperl – aus is 's, wenn i da dran denk, was der für Faxen gmacht hat! Sag, was hast denn du gmacht beim Gspiel?“

Da das geschwätzige Mädchen endlich tief Atem schöpfen mußte, konnte auch Rudi zu Worte kommen. Gredl war mit ihm, Michl und Ferdinand zu gleicher Zeit in die Dorfschule gegangen, und die sich dort entwickelte Zuneigung beider kam immer wieder zur Geltung, so oft sie in späteren Jahren zusammentrafen, was gewöhnlich im Zollhause der Fall war, wenn die Gredl ihre Base, die alte Mirl, besuchte.

Rudi freute sich gerade heute, jemand begegnet zu sein, der ihn nicht mit mißliebigen Augen ansah, sondern sich vielmehr über diese Begegnung freute. Deshalb sagte er zu dem Mädchen:

„Du möchtest wissen, was i in der Komödie mach'?' A traurige G'stalt.“

„Aber dös muaß lusti sei'!“ fiel das Mädchen ein, dessen Lunge wieder hinlänglich Luft gefaßt zu haben schien.

„'s Komödienspiel hat seine Mucken!“ versetzte Rudi. „Da heißt's auswendig lerna und büffeln, und schließli bleibst doch stecken –“

„I bleibet nöd stecken!“ unterbrach ihn das Mädchen, „i schwatzet mi scho' außi –“

„Das glaub' i,“ meinte Rudi lachend. „Aber du hast es nöd nötig, am Komödiantin z' machen, du hast dei' Brot.“

„Wär nöd aus, wenn i grad 's Brot hätt'!“ rief Gredl. „I hon scho' a Fleisch aa dazua und a Hendl, wenn i oans will.“

„Also geht's dir guat?“ fragte Rudi.

„Ja no', wenn ma 's Schlechte zum Guaten zählt – i bin z'frieden. I treib halt 'n Leinwandhandel von mein' Vormund weiter und hon a kloans Häusl von eam g'erbt. I kauf ein, was mir d' Leut bringa, und roas' umanand auf die Märkt im ganzen Land, die Firma „Gerstl und Reichenau“ kennt jedermann, dös bin i. Jetzt hab Respekt! Kimmst amal außi zu uns, so kehr zuari; i werd dir scho' was Guats aufwarten.“

„Is recht, i komm,“ versprach Rudi. „Aber i woäß wirkli nöd, bist scho' verheirat oder no' allweil ledig?“

„Allweil no' ledig, Gott is's dankt!“ entgegnete das Mädchen rasch. „Wenn i mir an' Mann hätt' kaufen wolln, hätt' i d' Auswahl, aber dazua bin i mir z'gscheit. Mit dera War wird z'viel g'fälscht, und i gieb mi nur mit reinleinerer, hauswirkener War ab. Lieber ledigen Stands verbleiben, als an' söchan Handel. Moanst ebba, i hon koa' Herz, koa' G'fühl? Moanst, d' Handelschaft verstoanert 's G'müat? Moanst, i hon nöd scho' oft denkt, wie schön daß 's wär, wenn neben meina im Stand a liebs Mandl g'schäfti wär, oans, dös mi g'freut, so oft i 's anschaug, aber koan Gscheerten, sondern an' Mann, mit demst dirmaln aa r an' gebildeten Dischkurs führen kannst, der oan, wenn im Markstand Feierabend is, nöd alleweil grad ins Wirtshaus, sondern aa in d' Komödie führet, kurzum, i mag koan andern, als oan, der an' Geist hat, nöd viel wenger als i, aber aa nöd viel mehr, oan der nöd z'viel red't –“

„Dös b'sorgst du scho'!“ warf Rudi lachend ein.

„Oan, der mit rechta Zeit aa zum Wort kömma laßt,“ ergänzte Gredl. „Dabei muaß er a Freud zum G’schäft haben, ist ja eh grad a Rekration, denn d’ Hauptsach b’sorg i. Brav und ehrli und g’setzt versteht si’ von eh, so stell i mir mein künftigen Mann vor, wenn i nöd absterb als alte Jungfer. I will koa’ superfeine War, aber aa koan Ausschuß, halt a guate Hausleinwand, die aushalt, mit der ma nöd eingeht!“

Rudi nannte ihr einige her, die, wie er wußte, sich viel um sie bewarben, wie der Stationsführer, der Lehrer und ein Wirt in der Nähe, aber Gredl erklärte, daß sie sich zwar durch all die Aufmerksamkeit sehr geehrt fühle, aber daß sie keinen ihrer ganz würdig befunden.

Während das Mädchen lang und breit über jene Bewerbungen sprach, durchblitzte Rudi ein eigentümlicher Gedanke. Er mußte sich sagen, daß er manche Eigenschaft besaß, die das Mädchen von ihrem Zukünftigen verlangte. Er war ein Freund der Komödie, sprach nicht viel, und ein Geschäft nur so zur „Rekration“ ausüben, brav und ehrlich sein, wie leicht wäre das, wenn man Geld hätte! Und die Gredl war bei alledem ein hübsches, wohlgewachsenes Mädchen.

Als sie jetzt den jungen Mann so in Gedanken sah, fragte sie: „An was denkst denn? Sag’s nur, du denkst, i bin a dumme –“

„Na’, na’, im Gegenteil,“ fiel Rudi rasch ein. „I hon grad drüber nachdenkt, daß i oan wüßt, der so ziemlich a so is, wie ’n du schilderst: er is a bisserl a Komödiant, a bisserl a Lump, a bisserl gebildet, dabei grundehrli und – d’ Hauptsach is, er könnt di gern habn und –“

„Sei staad, sei staad!“ unterbrach ihn nun ihrerseits lachend das Mädchen. „Du laßt mi ja gar nimmer zu Wort kömma. Möchst dir ebba gar an’ vodeana? Wo gehst denn eigentli hin? Hast in Neureichenau ebbas z’thoa’? I muaß aa dort zuarikehrn.“

„Jeß, i hab jetzt ganz vergessen! Mit lauter Schwatzen bin i über mei’ Zeit außi. B’hüat di Gott, Gredl – i hab seit langer Zeit koa’ so liabe Begleitung mehr g’habt. Därf i ’s Mirl grüaßen von dir?“

„Natürli grüaßt es und sagst ihr, wenn ’s morgen Zeit hat, so soll’s zu mir kömma zum Nachmittagskaffee; i back ihr an’ Guglhopf, daß’s a Freud is.“

„An’ Guglhopf?“ rief Rudi. „Du hoaßt do’ nöd Anna? Is denn dei’ Namenstag?“

„Na’, aber mei’ Burzltag (Geburtstag),“ entgegnete Gredl.

„Da erlaub i mir – na’, na’, mei’ Gratulation morgen soll a Gedicht sein, vielleicht krieg i nacha auch was von dem Guglhopf.“

„Was hast g’sagt, a Gedicht?“ fragte Gredl rasch. „A Gedicht? No’, so was is mir in mein’ Leb’n no’ nöd z’teil worn. Rudi, da heb i dir a großmächtis Stuck auf, wo die mehrsten Weinbeerl drin san – aber a Gedicht für mi, auf mi – dös wird ebba nur so a Pasquill.“

„Warum nöd gar! Wart’s nur erst ab, ’s Mirl bringt dir’s scho’. Vergiß nur nöd, daß d’ ihr’n Guglhopf mitgiebst, an dem eß i scho’ heunt und der muaß mi begeistern.“

„Du bist no’ alleweil der alt’ Gstroacht!“ lachte Gredl wohlgefällig. „Und also b’hüat die Gott! Und no’ was! Sag mir Rudi, was bist denn eigentli jetzt? Was treibst denn? Bist gar nixi?“

„I verleg mi jetzt auf’n Leinwandhandel,“ erwiderte Rudi lachend. „I erricht eine Niederlag, i fahr auf d’ Jahrmärkt, gieb alles um fünfzig Prozent billiger als die andern Händler und werd a reicher Mann.“

„A Flank bist und a Flank bleibst!“ fiel Gredl erregt ein. „Wär ja nöd aus! Fufzg Prozent wolfler (billiger)! ’s G’schäft verderbn! Jetzt mach nur gleich, daß d’ weiterkimmst, b’halt dei’ Gedicht selm, und i b’halt mein Guglhopf. Red mi nimmer an, wennst nix Gscheiters woaßt.“

Sie wollte davoneilen. Aber Rudi hielt sie zurück.

„Woaßt was, spanna ma zam!“ sagte er, „treibn wir’s in Kompagnie – Firma Gerstl und Kompagnie.“

„Hör auf, – hör auf!“ rief Gredl. „Dei’ Red hat koa’ Hoamat und – dei’ Tratzerei kenn i schon. Also Adis!“

„Morgen auf Wiedersehen!“ rief ihr Rudi hochdeutsch nach.

Jetzt lachte Gredl wieder laut auf und schritt rüstig Reichenau zu. Rudi aber kehrte um und schlug nach einiger Zeit einen Seitenweg ein, der bei einer am Wege stehenden Kapelle von der Straße abzweigte und zum Penzenhofe führte, in dessen Nähe sich das Inhäusl befand, das von der „Frischen-Infrau,“ wie Michls Mutter genannt wurde, bewohnt war.

Erhob sich der Hof des Penzenbauers mit den drei hohen Giebeln und seinem gut gehaltenen Aussehen recht stattlich aus den umgebenden Obstgärten, so fiel das vom Haupthofe getrennte Inhäusl durch seine gefällige Einfachheit auf. Es bestand nur aus einem Erdgeschoß, war durchgehends aus unbekleideten Stämmen oder sogenanntem Strickwerk ausgeführt und mit einem flachen, vorspringenden Legschindeldache gedeckt. Nur wenige kleine, mit Butzenscheiben versehene Fenster waren in den paar Stuben angebracht. Rückwärts war ein kleiner Anbau für den Stall.

Das Alter hatte den Naturbau mit einer samtbraunen Farbe überzogen, von welcher die vor dem Hause in einem kleinen Gärtchen gepflegten roten Malven, die sich an der Wand hinaufschlingenden Wicken und die gelben Kapuziner freundlich abstachen. Neben der Eingangsthür war eine Bank angebracht, die „Gredbank“, auf welcher soeben Michls betagte Mutter saß. Neben ihr befand sich ein kleines, kränkliches Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, mit sehr blassem, doch einnehmendem Gesicht, dessen Körper aber infolge eines Höckers mißgestaltet war.

Die alte Infrau³ hatte über dem schwarzen Kopftuch einen alten, grünen Augenschirm und blickte, einen Stock in ihrer hagern Hand haltend, gerade vor sich hin. Nur hin und wieder wechselte sie flüchtig mit dem an einem Strumpfe strickenden Mädchen einige Worte. Von diesem auf den herankommenden Mautner Rudi aufmerksam gemacht, erhob sie den Kopf und blickte aufmerksam nach dem Wege, auf welchem der junge Mann nahte.

„Grüß Gott, Frischen-Mutter!“ sagte Rudi, ihr die Hand zum Gruße reichend.

„Grüaß di Gott!“ entgegnete die Alte. „Bist wieder zruck? Der Michl hat mir’s schon gsagt gestern. Er hat si’ g’freut; woaßt, der hat di irranga, siehst nöd guat aus, hat er gsagt. I kann’s nöd dakenna, i sehg wohl dei’ G’stalt vor mir und daß d’ an’ liachten Rock anhast, aber sunst nixi. Setz di nieder, Rudi, ’s Balsenlenerl ruckt scho’, daß d’ Platz hast auf der Bank.“

Das genannte Balsenlenerl war ein armes Waisenkind, das durch einen unglücklichen Fall in seiner Jugend mißgestaltet wurde und dessen sich die Frischin erbarmte und ihr in ihrem Häuschen eine Heimat gab, denn die Infrau war die Taufgod (Patin) des armen Mädchens.

Rudi war desselben erst gewahr geworden, als die Alte davon erwähnte. Er reichte ihr die Hand, die Infrau aber sagte: „Gel, kimmst halt dennerst anemal gern zruck in die Neuwelt, wennst wieder gnuag kriegst hast draußen.“

„Sagts, wenn mir ’s Geld ausgeht,“ entgegnete Rudi lachend, „nacha is ’s d’ Wahret; dös is schon so an Flankenmanier.“

„Schänd die nöd!“ versetzte die alte Frau. „Was du ausgestanden hast sitta Weihnachten, mei’ liawe Zeit! Da hast alles abbüßt, was d’ vor Zeiten tho’ hast in dein’ Leichtsin. I hon gflennt, wie mir’s der Michl gestern nacht dazählt hat. Ja, ja, der Mensch muaß viel abbüaßen auf der Welt, da brauchts koa’ Fegfeuer und koa’ Höll mehr. No’, wenn nur wieder alles guat wird, nacha is’s ja recht. Aber bei mir wird’s nimmer auf d’ Besserhand, da geht’s alleweil leider (schlechter) und dös kümmert mi scho’ recht viel.“

„Also is’s schlimmer worn mit Enkare Augen?“ fragte Rudi besorgt.

„Mei’ ja! I bin drauß gwen beim Dokta z’ Waldkircha, und der hat mir gsagt, daß dös oane Aug ganz blind bleibt; ’s ander, hat er gmoant, wo i ’n Star hon, is no’ nöd zeiti zum

³ Das Weib des Inhäuslers heißt „Infrau“, während die Bäuerin des Hofes „Weib“ genannt wird.

Operieren, und ob's ebbas nutzt, woäß er halt aa nöd. Bin halt scho' hübsch alt und hon mi mei' Lebta zamgrackert, wie 's halt an' Inhäuslersleut zuaghört. Da giebt's nixi zum Zuasetzen, d' Kraft laßt aus, und wenn mi nöd der Gedanken an mein' Michl haltet, i wär scho' längst dahin, wo i hin g'hör.“

„Aber der Michl laßt Enk aa nix abgehn, gelts Muatterl, der tragt Enk auf die Händ und denkt Tag und Nacht nix anders, als Liabs und Guats für sei' Muatta,“ sagte Lenerl.

„Ja, was wahr is, muaß wahr sei,“ versetzte die Alte; „guat geht's mir scho', i brauch mi nöd z' kümmern um mei' bißl Essen und Trinka, für dös is der Michl b'sorgt, und aus meiner Hirwa kann mi der Penzenbauer nöd außithuan, dös is g'richtli gmacht, sunst müaßt i leicht aa in der Hirwa rumziagn als a arms Leut.“

„Wenn der Michl da is, leidet's aa koa' Not, ob's jetzt dös Inhäusl vom Penzen habts oder nöd,“ sprach das Mädchen wieder.

„Dös is scho' wahr,“ pflichtete die Alte bei, „aber lieber is's mir so, wie's is. Wenn's nach Rechten gaang auf dera Welt, so sitzet i iatzt drent am Penzenhof im Austrag und nöd da als Infrau. Aber na', grad weil's nach Rechten geht, is's a so bliebn und – geh, Deanal, i moan, i hon d' Kuah plärn höra,“ wandte sie sich an Lenerl; „wirf ihr a greans Fuada ein'!“

„Dös kann leicht sein,“ erwiderte das Mädchen und hüpfte mittels einer Krücke, einen Fuß etwas nachschleifend, in das Haus hinein.

Die Infrau und Rudi waren allein.

„Wieso g'höret's denn rechtmäði auf 'n Penzenhof?“ fragte Rudi neugierig.

„Dös sollst hörn, du ganz alloa!“

Und die Alte erzählte, wie zu einer Zeit, als die Vieheinfuhr aus Östreich streng verboten war, der Penzenbauer zwanzig Stück Ochsen über die Grenze geschwärzt habe und schon nahe am Ziel von den Aufsehern erwischt worden sei. Alle Treiben waren entflohen, auch der Penz, dieser ward aber von den Grenzwächtern verfolgt und so flüchtete er in das Inhäusl. Die Strafe für eine solche Gesetzesübertretung ist sehr schwer, denn neben dem Verlust der Ware mußte vierfacher Zoll bezahlt und außerdem noch eine über Jahr und Tag andauernde Freiheitsstrafe wegen Übertretung des Vieheinfuhrverbotes erstanden werden.

Der Penzenbauer sah sich schon wirtschaftlich ruiniert und er bat deshalb seinen Inhäusler, den Frisch, er möchte sich als Schuldigen für ihn stellen, dafür sollte ihm nicht nur auf Lebensdauer das Inhäusl gehören, sondern er wolle auch seinerzeit den Michl als Erben des Hofes ins Testament setzen, da er selbst schon bei Jahren und ledig war. Der Inhäusler besann sich in seiner Gutheit nicht lange, das Wort des Bauern war ihm heilig, und als Grenzjäger und Gendarmen eindringen, stellte er sich als der Schuldige, während sich der Bauer im Häuschen versteckte. Der Inhäusler ward ans Gericht abgeliefert und prozessiert. Die Geldstrafe wurde in Freiheitsstrafe umgewandelt, und der Arme mußte über zwei Jahre im Gefängnis schmachten.

Während dieser Zeit starb der Penzenbauer, Testament wurde keines vorgefunden, nur die Überlassung des Inhäusls war den Frischschen Eheleuten gerichtlich verschrieben. Enttäuscht und mit Schande und Spott beladen kehrte der alte Inhäusler aus dem Gefängnisse zurück. Sein Opfer war ein vergebliches gewesen. Vor Kümmernis darüber starb er bald, und seitdem war kein Segen mehr auf dem Hause.

Als Michl, seinem höchsten Wunsche entsprechend, nach Passau in die Studien wollte, war das von seinem Vater gebrachte Opfer, vielmehr sein hierdurch getrübler Leumund die Ursache, daß man ihn im Seminar zurückwies.

„O, wie oft hon i die Guatheit von mein Mann scho' verwünscht!“ schloß die Alte ihre Erzählung. „Sie war halt dennast a falsch's Gspiel, und auf an' unrechten Boden wachst koa' guats Kraut. Der Bua hat's unschuldi büaßen müassen, was der Vater unschuldi und in seiner Guatheit verbrochen hat, und so is er verbittert worn auf die ganz' Welt. Er sagt mir's nöd, wo er si' umatreibt, aber i kann mir's denka; i fürcht, er is auf Abwegen und dös Geld, dös er mir bringt – i daschrick anemal drüber, – is nöd ehrli vodeant, 's Scheiterhauen tragt eam nöd so

viel. Schau Rudi, du hast an' Einfluß auf eam, red eam zua, daß er sei' Paschen und Wildern laßt, daß er an' ehrlichen Menschen macht, und i werd' beten für di, daß 's aa dir wieder guat geht. Versprich mir's, daß d' mir helfen willst.“

„I versprech's,“ erwiderte Rudi, „und – da Muatta Frischin, geb i Enk an Brieflerl für 'n Michl. Hebts es gut auf und daß er's glei kriegt, wenn er heimkommt; es is wichtig.“

Die Alte griff nach dem inhaltschweren Brief und erschrak.

„Da is a Geld drin!“ sagte sie, „Rudi, ebba wieder a Sündengeld? Was is's mit dem Geld? Wie kimmst du dazua?“

„I kann Enk's jetzt nöd erzähl,“ entgegnete der Gefragte. „Gebts es nur 'n Michl. Still, 's Lenerl kommt.“

Das verkrüppelte Mädchen hinkte herbei und setzte sich wieder auf ihren vorigen Platz. So lieb es auch sonst der Alten war, dasselbe nahe zu wissen, so war es ihr in diesem Augenblicke doch nicht angenehm. Der Geldbrief dünkte ihr zentnerschwer zu sein.

„Warum habts denn auf d' Guatheit gscholten?“ fragte Lenerl, der Alten die Wange streichelnd. „Is denn d' Guatheit aa r a Sünd?“

„A Dummheit is 's!“ erwiderte die Alte erregt, „und a Teil von der Lumperei.“ Und sich zu Rudi wendend, fuhr sie fort: „Kannst ma's verdenken, daß i oft scho' gewünscht hon, es sollt alles versinken, alles aus sein? Aber so was geschieht heutigen Tags nimmer. So was is nur dem blinden Fraaln (Fräulein) ommet (oben) am Dreisesselberg z' Gfalln gschehn.“

„Was is dös gwen?“ fragte neugierig das Mädchen. „Dös müaßts mir ja glei erzähl. Heunt is grad der recht' Tag dazua, is ja Kirta droben, i schaug eh alleweil auffi. Also, was is 's gwen mit dem blinden Fraaln?“

Die Alte kam dem Wunsche des Mädchens nach und erzählte folgende Sage:

Auf dem Dreisesselberge hatten drei Schwestern ihr Schloß und einen ungeheuren Schatz, welchen sie teilen wollten. Jede kam mit ihrem Bottich. Eine der drei Schwestern aber war blind. Sie stellten nun den Bottich auf, aber jenen der blinden Schwester mit dem Gupf nach oben. Nun füllten sie die Bottiche mit den Wurfschaufeln, wobei aber die Blinde nur so viel Geld traf, als auf dem umgekehrten Bottich Raum hatte. Diese klopfte jedoch mit dem Finger an die Wand des Bottichs, und als dieser einen hohlen Klang gab und sie den Betrug merkte, rief sie: Alles soll versinken! Und so geschah es auch. Zu heiligen Zeiten aber steigen die Jungfrauen aus der Tiefe, und jede sitzt auf ihrem Bottich.

„Die sitzeten mir guat oben,“ meinte jetzt das verkrüppelte Mädchen, „wenn i nur dös versunkene Geld hätt'!“

„Was thätst denn du damit?“ fragte die Alte. „Mit allem Geld in der Welt kannst du dir koan graden Leib mehr machen, und dös bißl Essen, was du brauchst, dös hast.“

„I wüßt scho', was i damit thaat,“ versetzte das Mädchen mit eigentümlichem Feuer im Blick. „I gebet's 'n Michl, daß er so reich weret, wie r a Küni, und die ganz Welt 'n Huat vor eam müaßt awathoa, nacha – nacha –“

Das Mädchen stockte und errötete über seine Gedanken.

„Hör auf mit deine Traam,“ entgegnete die Alte. „Ich wünsch mir nix anders, als daß der Michl brav bleibt. Rudi vergiß nöd, was i dir gsagt hon. Mei' Zeit kimmt, i muaß mi wieder etli Stund ins Bett legen, es wir mir anemal so schwach da heraußen in der Luft.“

Rudi verabschiedete sich von der alten Frau, ihr nochmals anempfehlend, dem Michl das Überbrachte zu übergeben, und reichte dann auch dem jungen Mädchen die Hand.

„I hon die gern, Rudi, weilst 'n Michl so guat Freund bist,“ sagte dieses treuherzig zu ihm. „Bhüat die Gott und kimm bald wieder!“

Rudi entfernte sich. Es war ihm klar, das arme, kranke Mädchen liebte seinen Freund.

Er war nahe daran, darüber laut aufzulachen, aber er hielt ein, daß es unrecht wäre, über solch heilige Gefühle zu lachen; er bedauerte die Ärmste und wollte dem Freunde es sagen, daß er trotz seines gestrigen Ausspruches außer der Mutter noch eine Seele auf der Welt habe, die ihn wahrhaft liebe.

Dieses Bewußtsein, meinte er, müßte entschädigen für vieles. Aber so ein Bottich voll Geld würde doch manchen Vorschub leisten, meinte er dabei.

Und vor seinem geistigen Auge stand die hübsche Leinwandhändlerin.

Er nahm sein Notizbuch heraus und schrieb in dasselbe einige Gedanken, die er zu Versen verarbeiten wollte. Nur schwer gelang ihm das; es gefiel ihm aber beim Durchlesen so wenig, daß er das Blatt entzweiß, indem er sagte: „s Gscheitste is, ma' red't, wie's eam ums Herz is!“

Und voll froher Pläne und Hoffnungen schlug er den Weg nach Hause ein.

VIII.

Etwa eine Stunde südöstlich vom Dreisesselfels erhebt sich als die mächtigste Kuppe dieses Gebirgszuges der Blöckenstein (1340 Meter) in ähnlich aufgetürmten Granitblöcken bestehend wie die andern Erhöhungen. Von demselben stürzt eine gewaltige Felsenwand nieder, mit welcher sich der benachbarte Urwald zu einer Nische verbindet, auf deren Grunde sich am Saume eines Gewirres von hinabgestürzten, bleichenden Baumstämmen ein ruhiges, starres, schwarzes Wasser befindet, jenseits von einem schmalen, dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der in tiefer Waldeinsamkeit liegende Blöckensteinersee, an den die Sage düstere Mären knüpft, den kein Fisch, nicht einmal ein Wasserinsekt bewohnt, und doch geht wieder die Sage, daß viele Geister von Übelthätern dorthin verbannt sind, die als wilde Tiere darin hausen. Scheiterhauer hörten schon oft die Stimme: Alles is do! Alles is do! Nur der stuzet Stier geht o'! Dieser See mit seinem schwarzsamtenen Spiegel gleicht einem unheimlichen Naturauge, überragt von der Stirn und den Brauen der mit grünen Farrenkräutern bestockten Seewand, gesäumt von den Wimpern dunkler Tannen.

Hart am Absturz der hohen Seewand befindet sich ein kleiner, ebener Anger, welcher einen wunderbaren Blick in den tiefen Abgrund und die majestätische Einsamkeit zu den Füßen des Beschauers, aber auch in das liebliche Moldauthal und auf die vielkuppigen Berge des Salnauergebirges gestattet, was das Romantische der Lage erst recht zum Ausdruck bringt.⁴

Das war die Stelle, welche den Paschern als Zusammenkunftsort dienen sollte, und sie waren schon fast alle am Platze. Sie lagerten im Kreise umher und unterhielten sich, sobald ein Uneingeweihter zur Stelle kam, in harmlosester Weise als Besucher des heutigen „Hirtenkirtas“. Waren sie aber allein unter sich, so nahm die Unterhaltung einen geschäftlichen und ernsten Charakter an.

Es waren etwa achtzehn Männer, Deutschböhmern und Bewohner der Lackenhäuser, mit sehr ausgeprägten Physiognomien, Leute, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie vor keiner Gefahr zurückschreckten. Sie waren alle in besserer Kleidung, da sie als Kirchweihgäste gelten wollten. Der Anführer der Bande hieß Brennbuckl. Er wie alle übrigen führten, wenn sie in Ausübung ihrer gesetzwidrigen Thaten begriffen waren, nur Spitznamen.

Brennbuckl war ein martialisch aussehender, schon älterer Mann. Er machte in kurzen Zwischenpausen einen Schluck aus seiner Rosoglifflasche (Schnapsflasche), welche dann immer in der Runde herumging. Die ganze Gesellschaft rauchte aus kurzen hölzernen Tabakspfeifen, während sie sich auch gegenseitig das Brisilglas zum Labsal ihrer Nasen reichten.

Die Pascher wußten noch nichts von der mißglückten Schwärzerei, vielmehr gaben sich alle der schönen Hoffnung hin, durch den Federnwastl, den sie nebst Michl mit Sehnsucht erwarteten, hier an dem verabredeten Zusammenkunftsort das versprochene „Douceur“ zu empfangen. Nur einer, der sogenannte Langhies, wollte sich nicht im voraus des Verdienstes freuen.

⁴ Adalbert Stifters Lieblingsplatz, dessen Gedächtnis hier von seinen dankbaren Landsleuten mit einem Denkmale geehrt wurde.

„I vermoan alleweil, es is nöt guat außiganga,“ sagte er. „Paßts auf, Manna, paßts auf, wir genga no'mal recht ein.“

„Was gneißt denn scho' wieder!“ entgegnete ärgerlich der Brennbuckl. „Sitta zehn Jahr hör i di a so zanna (weinen) und anemal thuast wieder mit.“

„Ja no' mei', mir thuast halt die sitzet Arbet nöd guat und leben möcht i halt aa, und 's Wei und d' Kinda aa; aber i fürcht halt alleweil, es könnt amal nöd guat außigehn. I hon alleweil so schwaare Traam.“

„Da feits dir halt im Bluat,“ versetzte ein ältlicher Mann, genannt der krumpe Sepp. „Dös is a Kranket, an der viel z'leiden ham.“

„Ja, ja,“ meinte der Langhies, „an dera Kranket stirb i amal; i mirk's scho'.“

„Warum nöd gar!“ fiel ein anderer ein. „Du hast halt alleweil nix als d' Furcht im Kopf. I kann aa nöd schlafen; aber bei mir kimm't's vom Herzen, sagt da alt Hüata z' Neuthal; i kann ma halt nöd gnua schnaufa und da därf i recht acht geb'n, daß si' nix anders dazuaschlagt. So a Herzkranket kaannt eam über Nacht 'n Rest geb'n, mei' ja.“

„Jetzt woäß i's, wo's mir feit!“ rief der Langhies, „a Herzkranket hon i! Oft moan i ja glei, der Schnaufer laßt mi aus. Ös werds es sehgn, an dera Kranket stirb i.“

„Red'ts nöd so dumme Sachen!“ ergriff der Brennbuckl das Wort. „I woäß ebbas G'scheitas, i hon scho' wieder a nui B'stellung. Auf Wallern umi giebt's a Fuhr Madrastüacha z' bringa.“ (Madrastücher sind schwarze, aus Seide und Baumwolle verfertigte Kopftücher, in deren Enden bunte Blumen eingestickt sind und welche einen Hauptindustriezweig im Passauerwalde bilden.)

„I verhoff mir, daß si' nix feit. Die östreichischen Finanzer und d' Schwarzenberger Förster ham uns freili sitta 'n letzten Zug (Pascherkampf) auf der Muck, aber es hoäß schlau sein und Kourage ham. Seids dabei, Manna?“

„Mir san dabei!“ hieß es im Chor, und die Augen der Männer leuchteten. Nur der Langhies meinte:

„I thaat scho' aa gern mit, wenn i 's gewiß wißt, ob's guat außi gaang? Aber i moan halt alleweil, wie genga amal recht ein.“

„So bleib du dahoam und schnitz Kochlöffel!“ versetzte der Brennbuckl.

„Dahoam bleiben und schnitzen, na'! Da weret i wieder krank; an dem Kochlöffelschnitzen sterbet i no'.“

„Dös is an nui Kranket!“ lachte der Anführer auf. „Woaßt was? Wer kegelt, muaß aufsetzen, wer was gwinna will, muaß wagen. Du hast dein freien Willn. Aber verraten wennst uns thuast, so is 's um die g'schehgn; an dera Kranket stirbst nacha g'wiß; – sag, i hon dir's gsagt!“

In diesem Augenblick hörte man zweimal huppen.

„Dös is der Spielerhans!“ riefen mehrere. Dies war der Spitzname des Frischmichl.

„I seh'g 'n scho',“ rief der Langhies; „aber der Federnwastl is nöd dabei.“

„Der hat halt erst 's Geld g'holt,“ meinte der Brennbuckl. „Er wird nöd lang mehr ausbleiben.“

„I wollt, er wär scho' da – mit 'n Geld,“ seufzte der lange Hies, „aber i fürcht alleweil – no' ja, i sag nix mehr – i schnupf grad; dös Schnüpf hon i halt gwiß.“

Aber ehe er es noch seiner Bestimmung zugeführt, rannte einer an seine Hand und das köstliche Pulver flog davon. Alle lachten ihn aus, der Brennbuckl aber sagte:

„Extra sollst aa nöd recht ham!“

Michl war herangekommen.

„Wißt's es scho'?“ war seine erste Frage.

„Was solln wir wissen?“ fragte man dagegen.

„Hat enk der Duschl no' nöd Botschaft tho', oder der Federnwastl?“

„Koana von dene zwoa ham ma heunt no' g'sehgn. Was is's? Wird's dennast nöd krumm ganga sei'?“

Alle hatten sich erhoben; keinen litt es mehr auf seinem Sitze. Sie blickten mit gespanntester Neugierde nach dem Angekommenen.

„Es is glei g'sagt,“ berichtete jetzt Michl. „Die ganze Fuhr is abfangt worn von die Lackenhäuser Aufseher.“

Ein Ausruf des Schreckens wurde laut.

„Hon i 's nöd g'sagt?“ jammerte der Langhies, „es geht amal schiach.“

„Dös hast du her g'red't!“ fuhr ihn der Brennbuckl an, und sich zu Michl wendend fragte er: „Wie is dös kömma?“

„Wie wird's kömma sei'? Verraten san ma worn, und wißts von wem? Vom Pechhannes, dem elendigen Tropfen!“

Neue Rufe des Unmutes und Verwünschungen wurden laut. Man drohte mit erhobener Faust, das Gefühl aller war: Rache.

Nachdem sich die Bande wieder einigermaßen beruhigt, berichtete Michl näher über das für alle so aufregende Ereignis.

„So is die ganz' Arbet umsonst gwen!“ rief der Brennbuckl. „Alle Teufel no'mal!“

„Es liegt bei uns, daß ma's wenden,“ meinte Michl. „I hon an' Plan ausstudiert. Die War liegt im Lackenhauser Zollhaus; habts a Kouraschie, so mach ma heunt, wenn's Nacht wird, an' Zug hin. Wir holn uns d' War wieder. A jeder bringt sein Pack vordersamst in die gewissen Häuser am Frauenwald; dös ander laßts nur mir über.“

Michls Vorschlag ward nun längere Zeit erwogen und dann einstimmig für gut und ausführbar befunden. Inzwischen war auch der Federnwastl angekommen, der zur Genugthuung aller sofort seinen ledernen Geldbeutel herauszog und sagte:

„Der Kaufmann hat mir an' Vorschuß für enk geb'n – da hat a jeder zehn Gulden; is die Sach in Ordnung, bring enk 's ander – er setzt uns dreihundert Gulden aus.“

Alle griffen gierig nach dem Gelde, besonders aber der lange Hies. Trotzdem aber sagte er:

„Wenn nur der Zug guat außgeht, i fürcht – i fürcht –“

„Du bleibst zruck!“ gebot der Brennbuckl. „Dei' alts Weibergetrenz kann i nöd hörn; höchstens daß du uns 'n Aufpasser machst. Und was 'n Pechhannes, den Verrater, anlangt, so soll eam Rach gschworn sei'. Schwörts auf Ehr und Seligkeit, daß 's enk alle rächen werd'ts an eam über kurz oder lang.“

„Es soll gschworn sei'!“ riefen alle.

„Aber no' oan schließts in enka Rach ein, wenn enk i ebbas wert bin,“ sagte jetzt Michl. „Bin enk ebbas wert?“

„Wir halten zu dir mit Guat und Bluat!“ entgegnete der Brennbuckl.

„Ja, mit Guat und Bluat!“ wiederholten alle.

„So wißts, i hon an' Feind, dös is der Suh'n von unserm Förster, der Praktikant. Er hat's auf mei' Lebn abgseh'n – i hons bereits gspürt, und erst heunt hat er 's wieder ausgsprocha – i hon's ghört. Seinethalbn hon i vom Kirtaplatz müassen, wo i so gern hätt bleibn mögn, so gern! Der stolze Bua, er soll ma 's büaßn! I werd zwar alloa mit eam firti, aber dennast, alle mitanand – schwörts eam Rach!“

„Unser Rach is eam gschworn!“ tönnte es von aller Lippen.

Nur der Langhies fügte mit einem leisen Seufzer bei: „Wenn's nur guat außi geht!“

Nach weiteren Beratungen ward festgesetzt, daß man sich mit dem Schläge elf in der Nähe des Zollhauses treffen und auf das Signal, drei gellende Pfiffe, zu gleicher Zeit dort einfallen solle. Obwohl ein Teil mit Büchsen bewaffnet, solle doch alles Blutvergießen vermieden werden. Erfolge nur ein Pfiff, so sei dies das Zeichen zu Rückzug und Flucht. Michl, genannt der Spielerhans, und Brennbuckl übernahmen die Leitung des „Zuges“.

Dann trennte sich die Bande, um auf verschiedenen Waldsteigen zu Thal zu gelangen.

Michl blieb allein zurück. Er hatte den noch neben ihm sitzenden und seines Auftrages harrenden Federnwastl mit den Worten verabschiedet:

„Geh nur zua, Wastl. I muß mi no' alloa ausdenken und dazua paßt mit dös Örtl grad.“

Um Wastls Mund glitt ein leises Lächeln.
 „Wenn i’s ebba daratet, an was d’ denkst?“
 „Wie kaanntst du dös?“ meinte Michl.
 „No’, was ma mit eigne Augen siehgt, is nöd schwer zu Daraten.“
 Michl sah ihn groß an.
 „Was hast g’sehgn?“
 „Die Korallnketten hon i g’sehgn, die ’s d’ gestern von mir kriegt hast. I hon’s gleich dakennt an der Mautner-Lori ihrem Hals.“
 „Da hast die g’irrt,“ warf Michl leicht hin.
 „Hon mi nöd g’irrt,“ entgegnete der andere, „werd wohl mei’ War kenna! Und ganz in der Nachen (Nähe) hon i’s anschaut, d’ Ketten ud ’s Deandl. Mei’ liawe Zeit! Hat dö a fromms Gschau, d’ Augen so schwarz wie da drunten der See, und d’ Haut so Schö’, als wears mit Rosenblattln g’farbt, und halt der Wuchs, und alles halt mianand’ – ja, ja, Michl, es giebt auf der Welt nix Schöneres, als so a bravs und schöns Deandl – wenn’s eam g’hört.“
 „Aa wenn’s eam nöd g’hört,“ fiel Michl rasch und feurig ein. „G’hört uns d’ Sunn durt oben und der Mond und d’ Sternln, zu dene wir so viel gern auffi schaugn? G’hört uns der Hochwald, in dem ’s uns so wohl is? Is ’s nöd gnua, daß ma’s anschaugn, daß ma uns drüber freun könna?“
 „Ja, ja,“ meinte Wastl, „aber ’s Hochwild g’hört uns aa nöd und – oft wird aus ’n Anschaugn a Schuß. D’ Leut hoäßens wildern – so hat scho’ manches Hirschl dei’ g’hört – ’s war a Wilderergrück!“
 „Du hast recht – a Wilderergrück!“ fiel der Michl rasch ein.
 „Da darf aber nöd der Första z’erst kömma und dö Sach für eam in Beschlag nehma,“ meinte Wastl.
 „Der Första?“ fragte Michl, halb in Gedanken verloren.
 „Ja, der Första,“ wiederholte Wastl mit Nachdruck. „Kann aa r a Praktikant sei’, wennst willst, ’n Första sei’ Suh’n.“ Ein lauernder Blick begleitete diese Rede.
 „Teufl, was is’s mit dem?“ fuhr Michl auf.
 „Ja, hast denn heunt nöd gmirkt, wie die Zwoa zamschaugn? I moan ’s Mautnerdeandl und der Praktikant –“
 „Freili hon i ’s g’sehgn, wie r er si’ plagt,“ versetzte der Bursche; „aber ’s Deandl is für eam a Bild ohne Gnad.“
 „Moanst?“ lachte Wastl laut auf. „Da irrst di gründli. Koa’ Stund is no’ vaganga, ham d’ Musikanten an’ Tusch blasen und alle ham’s es leben lassen, ’s nui Brautpaar – ’n Forstpraktikanten und ’s Mautnerdeandl.“
 Michl war blaß geworden bis in den Mund hinein.
 „Dös luigst!“ stieß er rauh hervor.
 „So luig i d’ Wahret,“ erwiderte Wastl; „auf Ehr und Seligkeit, ’s is a Thatsach. Und da Hozettag is aa scho’ ausgmacht – auf Dreiküni – i hon’s deutli ghört.“
 Die Blässe im Gesichte Michls war einer dunklen Zornesröte gewichen. Er warf sich auf das Felsenstück und vor Wut am ganzen Leibe zitternd stieß er hin und wieder einen lauten Fluch aus.
 Sein älterer Freund betrachtete ihn teilnahmsvoll. Er wußte wohl, was in dem Innern des Burschen vorging, und suchte ihn auf seine Weise zu trösten.
 „Michl,“ sagte er, indem er sich neben ihn setzte, „so ebbas hast dennast voraussehgn kinna, daß a Gstudierter kimmt und dös Deandl holt. Warum willst außi über dein Stand? Wennst a Beamta waarst, ja nacha will i nös sagn, nacha hättens die heunt an’ Tusch blasen, anstatt daß ’s di furt ham vom Kirtaplatz. Wenn –“
 „In d’ Höll eini mit dem verdammten Wenn!“ rief Michl. „Es giebt koa’ anders Wenn als ’s Geld. Dös vermaledeite Geld! I hon aa glernt. In der Schul, da bin i aa neben dem Praktikanten g’sessen. Aber er war der Erst, und wenn i mi no so plagt hon, i hon der Zwoat

sein müassen, weil der Sunn vom Revierförster nöd hinter an' Häuslersbuam hat sitzen dürfen; und er hat die ersten Preis kriegt, die mir zuaghört hätten von Gott und Rechtswegen. Schon durtmals hon i 'n als mein' Feind betracht'. Wie r er furt is in d' Studie, hon i Tag und Nacht koa' Ruah mehr ghabt, i hon an' Geist ghabt aufs Studieren, i hätt ebbas wern wolln. Aber mei', meine Eltern, arme Inleut, ham selm kaum gnua z'essen ghabt, nöd amal a Gwanta hättens ma schaffen könna. Da hon i mi an fremde Leut gwend't, ins Seminar auf Passau bin i eini und hon bitt, daß 's mi aufnehma, überall hon i bitt, aber neamd wollt si' meina dabarma. Da hams mi dennast zur Prüfung zuarilassen, und i bin der Erst worn. Jetzt, hon i denkt, kann's nimmer feihln; da hams a Leumundszeugnis von mein Vatern verlangt und da – du woäßt es ja, er hat als Pascher golten, es is zum wahnsinni wern – so hat 'n 's Amt als koan Heiligen hingstellt, sondern als an' Lumpen. I hons büaßen müassen, hoamgschickt hams mi wieder, dahoamt bleiben hon i müassen und d' Sau hüaten und spinna und verdumma hon i müassen und zuaschaugn, wie der Försterssohn mi ausglacht hat und stolzer und stolzer worn is und wie er endli als Ausgstudierter hoamkommt. Dös Auslachen durtmals, wo si' mei' Schicksal entschieden, hat mi zu sein Todfeind gmacht! Was der is, hätt i aa wern könna, no mehra, aber i hon koa' Geld g'habt und mei' Vater koan guaten Leumund und so bin i a Lump worn!“

Michl brach in ein heiseres Gelächter aus. Dann vergrub er das Gesicht in beide Hände.

Wastl schwieg und starrte mit bitterem Gefühl in die schwarze Flut hinab.

Michl erholte sich nach und nach wieder.

„Der Mautner-Rudi is aa mei' Schulkamerad gwen,“ fuhr er fort, „aber der war nöd stolz, wir ham uns gern g'habt und wir san treue Freund bliebn bis zur Stund. Wie i furt bin von Passau, hat er mir's Gleit geben. Da ham ma uns auf der Oberhauser Leuten hingsetzt und miteinander gflennt, und aa d' Händ ham ma uns drauf gebn, daß ma ewi zamhalten im Leben und koaner 'n andern verlaßt in Glück und Unglück, und wir halten zam. Sei' Schwesterl hat mir scho' als Kind g'falln. Oft hon i mir denkt: für dö möcht i studiern und a hoher Herr wern; i hon mir's oft vorgstellt, wie schön dös sei' müaßt. Gern hon i's b'halten, koa' anders Deandl hon i anschaut, an sie hon i denkt Tag und Nacht. I hon ja gwißt, daß dös Bleaml für mi nöd gwachsen is, daß 's mi nix nutzt, was i aa thua, aber ma woäß oft, daß 's nix nutzt, und ma' thuats doch. Aber daß ma's der wegnimmt, der hochmütige Bursch, der mir scho' meine Preis in der Schul wegg'stohl'n hat, Wastl, dös is z'viel für mi, dös duld i nöd! Wastl, da g'schieht was! Du wirst mi nöd verraten.“

Der Kamerad gab sich alle Mühe, den aufgeregten Burschen zu beruhigen. Es hatte auch den Anschein, als ob ihm das gelungen, denn Michl sagte alsbald in ruhigerem Tone:

„Verhalt di nimmer länger, Wastl; i bin scho' gfaßter. Laß mi no' a weng alloa, daß i 's ganz verwind, was innawendi no' ummastürmt. Es bleibt bei dem, was ma ausgmacht ham.“

Der Federnwastl entfernte sich stumm, blickte aber noch einige Male besorgt nach dem Burschen zurück.

Michl hatte sich hart am Rande der Seewand niedergelassen und starrte lange in die dunkle Flut hinab. Es war ihm, als würde er von ihr angezogen, als müßte er sich hinabstürzen über das grausige Gewänd, hinab in die unheimliche und doch so anziehende Tiefe. Es war ihm plötzlich klar geworden, daß sein Leben verfehlt sei, daß ihm die Auflehnung gegen sein Schicksal wie gegen das Gesetz verderblich geworden, daß der Haß gegen die Schützer desselben nicht eine wirklich frohe Stunde seinem Innern bereiten konnte, daß das Rachegefühl ihm keine Genugthuung bot und daß auch die brennende Leidenschaft zur Schwester seines Freundes nichts sei als ein thörichtes Wahngbild, das ihn früher oder später zum Narren oder zum Schurken machen mußte.

So starrte er lange in das dunkle Wasser, das zu ihm heraufleuchtete wie ein Riesenaue, das ihn zu durchbohren schien, als wäre es sein Gewissen.

Er raffte nach einem Felsenstück, er wünschte, daß die Sage zur That würde, daß ein Stein, in den See geworfen, einen mächtigen Sturm hervorbringe, welchen nur wieder ein goldener

Ring beschwichtigen könne. Er schleuderte das Felsenstück in weitem Bogen hinab, als wollte er damit zugleich das unheimliche Auge verderben, sein Gewissen zum Schweigen bringen – aber er hörte nur einen dumpfen Schlag, sah nur die sich erweiternden und wieder verschwindenden Kreise in dem schwarzen Gewässer, das alsbald wieder in voriger Ruhe unheimlich zu ihm aufblickte.

Michl brach in ein höhnisches, verzweifeltes Gelächter aus, das im vielfachen Echo von der Felswand wiedertönte, und sein erhitztes Gehirn gaukelte ihm vor, als lachten Hunderte der im See als wilde Tiere verdamnten Geister und riefen: „Alles is do! Alles is do! Nur der Michl geht o’!“

Ihm graute – er stürmte davon –, als wollte er vor sich selbst entfliehen –, auf nur ihm bekannten Steigen den Hochwald hinab.

IX.

Das Fest auf dem Dreisessel hatte nach Michls Abgang seinen ungestörten Fortgang genommen, und schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu. Dieses Schauspiel der Natur, von der Hochwarte des Dreisessels aus gesehen, ist von unbeschreiblicher Pracht. Der rotblaue, auf den unermeßlichen Berghalden liegende Duft, das Glitzern der Gewässer, der purpurgesäumte Horizont, an dessen südlicher Grenze die Riesen des Hochgebirges, in ihrer Mitte die Dachsteingruppe, verklärt von der scheidenden Sonne herübergrüßen, ist von überwältigender Wirkung.

Die Neuverlobten trennten sich nur ungerne von dem herrlichen Anblicke, doch drängte die herannahende Dämmerung, denn der Abstieg im Hochwalde ist bei eintretender Dunkelheit mit vielen Schwierigkeiten verbunden, welche durch die leuchtenden Pechfackeln nicht alle beseitigt sind.

Die alten Kameraden, der Revierförster und der Mautner, hatten sich wieder zu Freunden zusammengesetzt. Letzterer mußte sich zwar alle nur möglichen Titulaturen gefallen lassen, die ihm anfangs nicht behagen wollten, aber nachdem er vollkommen überzeugt war, daß Ausdrücke wie „mein holdes Rhinoceros“ oder „ehrwürdiges Kamel“ wirklich aus dem Herzen kamen, lachte er dazu, und es war heute seit langer Zeit der schönste Tag, den er erlebt. Nur die Gedanken an Rudi warfen hie und da ihre Schlagschatten in das lichte Bild.

Der Höchsbauer hatte sich mit seiner Kapelle an die Spitze des Zuges gestellt, und unter lustigen Musikklängen marschierte man auf der Schneide des Gebirges hin. Am Dreiecksmark, dem gemeinschaftlichen Grenzpunkte der drei Nachbarlande, trennten sich die Böhmen, um hier mit ihrer Kapelle gegen Neuthal abzusteigen, während die Bayern und Östreicher gegen die Neue Welt, den Rosenberger und die Lackenhäuser zu die Richtung einschlugen. Vorher brachten sich die beiderseitigen Grenzbewohner noch ein weithin hallendes Hoch aus und gaben ihre Freude über das so einträchtig verlebte schöne Fest durch herzlichen Händedruck kund.

Dann ging es den dunklen Hochwald hinab. Fackelschein erhellte die einbrechende Nacht.

Lori hing am Arme ihres Bräutigams, der in der heitersten Laune sie zu unterhalten suchte. Das Mädchen lachte wohl mit, aber ein gewisses Etwas krampfte ihr doch das Herz zusammen, der Gedanke an Michl wollte sie nicht verlassen. Sie glaubte ihm zürnen zu müssen, daß er es gewagt, seine Wange der ihrigen zu nähern. Daß es kein Zufall war, das war ihr klar; sie fühlte das Zittern der Hände, die sie umfaßt hielten, sie fühlte die Glut seiner Wangen. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, es war kein Zweifel, daß der Freund ihres Bruders eine nicht mißzuverstehende Neigung zu ihr habe, und wollte sie anfangs auch stolz diesen Gedanken von sich weisen, so mußte sie sich doch bald eingestehen, daß der Bursche wider ihren Willen auch auf sie eine gewisse Macht ausübte, denn sie wollte ihm zürnen und – konnte es nicht.

Und dennoch sah sie ihr Glück mit Ferdinand von ihm bedroht.

Ohne Zweifel war es Michl gewesen, der am Vorabend des Palmfestes auf Ferdinand geschossen. Das konnte sich wiederholen, heute, morgen, keinen Tag war der Forstmann sicher vor dem Blei des Wilderers. Selbst jetzt, während des Abstieges, glaubte sie hinter den umfangreichen Baumstämmen zur Seite des Weges die schwarzen, feurigen Augen des Burschen hervorblitzen zu sehen. Ängstlich klammerte sie sich an den Arm des Bräutigams, indem sie sagte:

„Ach Ferdinand, biete doch alles auf, daß du anderswohin versetzt wirst, hier vergehe ich vor Furcht und Angst um dich.“

„Du denkst an den Frischmichl?“ fragte der junge Mann sorglos lachend.

„Ja,“ erwiderte Lori, „er ist dein Feind, und der Wald ist so dicht und finster.“

„Und da meinst du, ich soll das Feld räumen? Nein, liebster Schatz, dazu bin ich nicht zu gebrauchen. Ich werde ihm schon den Herrn zeigen, hoffentlich findet sich bald eine Gelegenheit dazu. Verbittere dir den heutigen Tag nicht mit so trüben Gedanken, denke an uns, an unsere Liebe.“

„So lang ich bei dir bin, wird es mir wohl gelingen,“ sprach Lori mit schwachem Lächeln, „aber zu Hause, wenn ich allein bin, werde ich der Sorge nicht los werden um dein teures Leben.“

„Das sollst du nicht, du sollst dich auch zu Hause nicht grämen, du sollst dich der schönen Stunden erinnern, die wir heute erleben durften, und zum Zeichen, daß du meinem Wunsche nachkommst und an mich mit Liebe denkst, stellst du die brennende Kerze an das Fenster deines Zimmerchens, bevor du dich zur Ruhe begiebst. Ich kann es vom Forsthouse aus sehen, und auch ich werde dir dasselbe Zeichen geben, das Zeichen gegenseitiger Liebe, herzinnigen Gedenkens und einer guten Nacht. Versprichst du mir das?“

„Gern!“ erwiderte das Mädchen. „Ich werde mich zwingen, die düsteren Gedanken zurückzudrängen und nur des Glückes, der Freude des heutigen Tages, deiner zu gedenken!“

Am Ende des Hochwaldes beim „Rosenberger“ angekommen, ging die Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen auseinander, nachdem vorher noch ein fröhliches Lied gesungen und einige Musikstücke gespielt worden waren. Die brennenden Fackeln zeigten die Richtungen an, nach welchen sich die Bergfahrer entfernten.

Auch der Revierförster verabschiedete sich hier von dem Mautner und seiner künftigen Schwiegertochter, küßte letztere auf die Stirn, dem alten Kameraden aber lispelte er ins Ohr:

„Ich begreife wahrlich nicht, wie ein solch alter Zolltarif diesen Engel zur Tochter haben kann.“

„Gelt, bist mir neidig drum, du Urfliegel aller Zeiten!“ lachte der Mautner.

„Freilich,“ entgegnete der andere, „drum nehm’ ich sie dir und mache sie zu meiner Schwiegertochter. Jetzt aber geh heim und gieb Obacht, daß dein Schlagbaum richtig heruntergelassen ist. Der bayerische Staat schläft erst ruhig, wenn der Mautner in den Lackenhäusern den Schlagbaum herunter hat; was immer dann rechts und links davon hereingepascht wird, das fang nicht eher, als bis du’s hast, und somit Gott befohlen!“

Ferdinand gab der Braut und ihrem Vater noch das Geleite bis zum Zollhause und kehrte dann in das etwa eine Viertelstunde entfernte Forsthaus zurück. –

In Mautnerhause harrten Rudi, der Zollwart und die alte Mirl, auf der Gredbank in gemütlicher Unterhaltung sitzend, schon lange auf die Abwesenden. Der Spitz lag zu Rudis Füßen und blickte ohne Unterlaß nach dem so lang entbehrten jungen Herrn. Der Zollwart hatte diesem eine seiner langen Tabakspfeifen mit Hafnerzeller Knaster gestopft und zum Rauchen angeboten, und während die beiden Männer die blauen Wölkchen in die Luft bliesen, strickte die alte Magd an einem farbigen Strumpfe.

Rudis Gedanken waren meistens abwesend, er mußte unablässig der schönen Leinwandhändlerin gedenken. Sein Hirn durchzuckten Pläne auf Pläne. Unwillkürlich zog er

auch Vergleiche zwischen gestern und heute. Gestern von anderen und sich selbst verachtet, namenlos elend, heute so glücklich, wie er sich dessen nie zu erinnern wußte.

Der Zollwart und die alte Mirl hatten ihre helle Freude an dem sich so sichtlich wohlfühlenden jungen Menschen, und da sie alsbald heraus hatten, was ihn vorzugsweise so vergnügt machte, so brachten sie das Gespräch auch ohne Umschweife auf die junge Leinwandhändlerin von Reichenau, und Mirl erklärte sich mit Freuden bereit, morgen einen Gratulationsgang zu ihrem Bäschen zu machen und bei dieser Gelegenheit auch ein „Billet“ von Rudi zu übergeben.

Die alte Kinderfrau wollte sich aber für diesen Dienst schon heute bezahlen lassen, und Rudi mußte die Gitarre zur Hand nehmen und eines seiner schönen Lieder zum besten geben. Rudi ließ sich nicht zweimal bitten; recht lustig hinauszusingen, das war ja von jeher sein Element, damit vertrieb er sich in seinen schlimmen Tagen alle Traurigkeit, der Gesang machte ihm seinen Sinn wieder leicht, doch die Menschen nannten das Leichtsinn und rechneten es ihm schwer an. Jetzt darum gebeten, stimmte er freudig die ihm von der Alten gereichten Gitarre, seine liebe alte Vertraute, und sang dann Lustiges und Trauriges, wie es ihm eben in den Sinn kam. Der Zollwart und Mirl summten im Baß und Diskant mit, und die Alte meinte:

„So lusti is 's im Mauthaus sitta Jahr und Tag nimmer zuaganga.“

Diese Lustbarkeit wurde durch die Zurückkunft der Bergfahrer unterbrochen. Für Rudi verwandelte sie sich sogar in Mißvergnügen, als er von der erfolgten Verlobung seiner Schwester mit Ferdinand hörte, gegen der er, wie sein Freund Michl, von Jugend auf eine Abneigung hatte. Auch die Ankündigung, daß er schon nächster Tage nach Glöckelberg in das Komptoir der Glasfabrik müsse, kam ihm nicht nach Wunsch. Er wäre lieber in der Umgegend geblieben, wo er hoffen konnte, öfters der jungen Leinwandhändlerin zu begegnen, mit der er sich heute so gut unterhalten hatte.

Es war ihm aber keine Gelegenheit gegeben, seinen Angehörigen sein Mißbehagen zu zeigen, denn der Vater war müde und begab sich bald zur Ruhe, und Lori sehnte sich, allein zu sein auf ihrem Zimmer. Sie hatte so vieles mit sich allein auszumachen, die Ereignisse des heutigen Tages sollten noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen, sie mußte sich sammeln.

Die zehnte Stunde war längst vorüber. Im Zollhause war es ruhig.

Rudi hatte sich ebenfalls zur Ruhe begeben, doch ließen auch ihn die vielen Erlebnisse des heutigen Tages, die seinen Kopf durchzogen, nicht zum Schlafe kommen. Mit einer gewissen Rührung mußte er vorzugsweise jetzt auch des verkrüppelten Mädchens gedenken, welches trotz seiner Mißgestalt sich glücklich zu fühlen schien in seiner Liebe zu Michl, der vielleicht noch gar nicht darauf geachtet, der ja keine Zeit hatte, so etwas zu sehen, zu denken, der ja –

Plötzlich überlief es ihn siedend heiß.

„Wird doch die alte Mutter ihm den Brief richtig übergeben haben?“

Diese Frage hatte eine Menge anderer im Gefolge, die in Rudi eine bange Aufregung verursachten, welche sich von Minute zu Minute steigerte. War Michl überhaupt noch nach Hause gekommen? Konnte er nicht trotz des unterlassenen Zeichens mit seinen Kameraden einen Streich gegen das Zollhaus unternehmen, in welchem sie die weggenommenen wertvollen Waren noch vorhanden wähnten? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, unter allen Umständen zu versuchen, mit Michl selbst zusammenzukommen, anstatt sich den ganzen Tag über mit leichtfertigen Plänen und Hoffnungen zu beschäftigen? In seinem Leichtsinn hatte er überhaupt gar nicht mehr an Michls Vorhaben gedacht, bis jetzt nicht daran gedacht, wo der gefährliche Augenblick heranrückte. In weniger als einer Viertelstunde stand der Zeiger der Schwarzwälderuhr auf elf Uhr. Der Angstschweiß rann dem Burschen von der Stirn, es litt ihn nicht mehr im Bette, schnell warf er sich in die Kleider und starrte dann durchs Fenster hinaus in die Nacht. Der sternenhelle Himmel war teilweise mit Wolken bedeckt, es war ihm nicht möglich, die Linde auf dem Hügel zu sehen, noch viel weniger, ob sich unter derselben jemand befände.

Er war ratlos, er wußte nicht, was er beginnen sollte. Schließlich suchte er sich in seinem Leichtsinn doch einzureden, all seine Angst wäre überflüssig und Michl würde rechtzeitig seinen Brief empfangen haben. Gleichwohl blieb er wie angewurzelt am Fenster stehen und blickte mit oft angehaltenem Atem hinaus in die Nacht.

Seine Angst war nicht grundlos.

Dort an der Linde lagerten etwa zwölf Männer, teils mit geschwärtzten Gesichtern, teils mit über dieselben herabgezogenen schwarzen Zipfelhauben, in welchen für die Augen Löcher ausgeschnitten waren. Den Kopf hatten sie mit breitkrämpigen, niederen Hüten bedeckt. Sämtliche Männer hatten Tragreifen auf dem Rücken und mehrere, darunter Michl, waren mit Büchsen bewaffnet. Der lange Hies, der sonst durch seine hagere Gestalt auffiel, schien seit nachmittags unförmlich in die Weite gewachsen zu sein. Er trug nämlich einen Küras, den er sich für solche Zwecke bei einem Tändler in München gekauft, unter einem blauen Fuhrmannshemd, und sah so komisch aus, daß seine Spießgesellen aus dem Lachen nicht herauskamen.

„Lachts nur,“ sagte Hies leise, „i stell’ mi Nummer Sicher. Paßts auf, Manna, wir genga no’amal recht ein.“

„Staad sei“ gebot Brennbuckl, „lust’s no’ mal auf dös, was uns der Spielerhans sagt.“

Michl, genannt der Spielerhans, gab nun die Generalordre zu dem beabsichtigten Überfall.

„Also mirkts auf!“ sprach er. „Der krumpe Sepp, der Enghirn und der Langfuaß machen si’ über den Grenzaufseher im Wachthaus. D’ Haustür is unversperrt, schleichts enk hin und bind’ts ’n an Händ und Füaßen. Oaner bewacht ’n dann. Der Hirrlinger und der Sonninger machens so mit ’n Zollwartl und ’n Mautner; i nimm ’n Mautner-Rudi über mi und der Mauserfink laß neamd aus ’n Haus, is ’s wer da will. Der Brennbuckl und i wern in d’ Kanzlei eindringa und enk die Waren fürs Fenster außilanga. Wer sei’ Tragreifen voll hat, macht, daß er verschwind’t, jeder woaß, wohin. Die andern acht warten dretern Zollhaus auf mein dreimaligen Pfiff; dö brauchen nur d’ War wegz’tragen und wissen dös Ihrige. So, jetzt wißt’s alles, nix mehr wird g’red’t, und sobald i’s Zeichen geb – drauf los! Es is nöd ’s erste Mal.“

„Aber Spielerhans,“ sagte jetzt der kürasbeschwerte Hies, „was hast für mi b’stimmt?“

„Du – du bleibst da stehn, und hörst von Breitenberg ebbas kömma oder sunst ebbas Verdächtigs, so laufst schnell awi und sagst es uns.“

„Ja, wenn i nur laufa könnt mit dem eisern Leib,“ meinte der lange Hies. „Wird ja dennerst koa’ Kugel durchschlagen? Was fanget ’s Wei und d’ Kinda ohne mi an!“

„So geh hoam dazu,“ sagte der Brennbuckl ärgerlich. „Neamd schafft dir’s, daß d’ mitziagst.“

„Ja no’, ma’ möcht halt aa lebn,“ erwiderte Hies. „I thua scho’, was ’s ma ghoaßen habts, aber i moan alleweil –“

„No’ was!“ mahnte Michl. „Dem Mautner oder ebban von seine Leut därf koa’ Haar krümmt wern. Und daß si’ neamd einfalln laßt, auf d’ Kassa a Hand z’ legn! Nix därf gnumma wern, als d’ War, die ’s uns heut abgfangt ham. Verstanden?“

In diesem Augenblick ward am Fenster von Loris Schlafzimmer eine brennende Kerze sichtbar. Das Zeichen galt dem Bräutigam als „gute Nacht!“

Rudi sah von seinem Fenster aus, wie plötzlich ein Lichtstreifen die Straße und den nahen Hügel erhellte. Im gleichen Moment schlug es elf Uhr.

Ein Schreckensschrei loste sich aus seiner Brust. Deutlich hörte er jetzt drei Pfiffe, es war gewiß, Michl hatte seinen Brief nicht erhalten, der Angriff aufs Zollhaus fand statt – er konnte nichts weiter denken.

Instinktmäßig eilte er zum Schlafzimmer des Vaters und weckte ihn mit den Worten:

„Aus is’s! Die Schwärzer überfallen uns.“

Lori hatte das gehört. Sie hatte auch die dunkeln Gestalten heraneilen sehen und rief dem Vater zu, sich zu bewaffnen.

Der Mautner hatte sich rasch in seinen Schlafrock geworfen, Licht gemacht und das geladene Gewehr von der Wand gerissen. Rudi sollte die Pistole nehmen, aber dieser machte eine abwehrende Bewegung und ergriff dafür einen daneben hängenden Säbel. Dafür nahm Lori die ihr so verhängnisvoll gewordene Pistole zur Hand.

Im untern Stock ward es bereits lebendig. Man hörte den Zollwart rufen, Thüren sprengen und mehrere Stimmen durcheinanderschreien. Im Nebenhaus, wo sich der Aufseher befand, hatte bereits zwischen diesem und den Schwärzern ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden, auf beiden Seiten gab es Blut, schließlich wurde der Grenzwächter von der Überzahl überwältigt und gebunden.

Jetzt tönte ein Schuß durch die Nacht, der Mautner hatte durch das offene Fenster gefeuert, um auf diese Weise vom nahen Forsthaus Hilfe herbeizurufen. Aber schon drangen die Schwärzer die Stiege herauf und schlugen die Thür zum Schlafzimmer des Mautners ein, wo dieser sich mit seinen Kindern befand.

Der Mautner hielt die ihres Schusses entledigte Flinte im Anschlag.

„Zurück!“ donnerte er den Anstürmenden entgegen.

„Zwoamal schießt d' Flinten nöd,“ lachte ihm der Brennbuckl ins Gesicht, neben dem sich Michl befand. „Es gschicht nix; wir wolln nur die War, die uns heut fruah is abnumma worn. Gebts 'n Schlüssel her zu der Kammer. Es nutzt enk nix; gebts 'n guatwilli her, wir san in der Übermacht, wir schlag sunst alles in Grund und Boden.“

„Elendiges Gesindel!“ rief der Mautner, „ihr habt eure schandvolle Rechnung ohne den Wirt gemacht. Haben euch eure Spione so schlecht unterrichtet, daß ihr nicht wißt, daß die gesamte aufgefangene Ware schon heute morgens ans Hauptzollamt nach Passau spediert wurde?“

„Alle Teufel!“ rief der Schwärzer. „Aber wir müassen uns erst davon überzeugen. Sperrts uns die Kammer auf neben der Kanzlei!“

„Das kann geschehen,“ sagte der Mautner. „Aber rührt mir sonst nichts an, ihr Diebesbande, und macht dann, daß ihr weiterkommt. Hoffentlich lernen wir uns vor Gericht kennen, ihr Galgenstricke, ihr Zuchthausfutter –“

„Den Schlüssel her!“ unterbrach ihn der Schwärzer in befehlendem Tone. „Ös bleibt's da in Bewachung; enka Suhn soll uns aufsperrn!“

„Thu's, Rudi,“ gebot der Vater; „der Schlüssel hängt im Wandschrank dort. Dein Rat heute früh war Goldes wert. Jetzt zeig ihnen den leeren Stall. Brav hast es gemacht, brav!“

Des Mautners Worte wirkten auf Michl, als wäre er von einer Viper gestochen worden. Rasch raunte er dem Brennbuckl einige Worte ins Ohr, worauf dieser sagte:

„I hon mi anders bsunna, Mautner. Ös gehts mit und sperrts auf.“

„Nein, nein, ich laß den Vater nicht fort!“ rief Lori voll Schrecken.

„Es gschicht eam nix, so wahr Gott im Himmel is!“ sagte Michl zu ihr mit verstellter Stimme.

„Wenn der Teufel unsern Herrgott anruft, wär's a Grobheit, an ihm zu zweifeln,“ meinte der Mautner mit einem gewissen Galgenhumor, und nachdem er den Schlüssel aus dem Schranke genommen, fuhr er fort: „Also vorwärts; ich will euch aufsperrn; geht voran!“

„Umkehrt is aa g'fahn,“ sagte der Schwärzer. „Ös gehts voran, wir kömma hintennach, so verlangts d' Höflichkeit.“

Der Mautner mußte sich fügen. Er hoffte sicher, daß in den nächsten Minuten Hilfe vom Forsthaus herbeikommen werde und so die Einbrecher festgenommen werden könnten.

Kaum war der Mautner aus der Stube, eilte Michl auf Rudi zu, packte ihn an der Schulter und drückte ihn wütend zu Boden.

„Verrater du, i könnt di umbringa!“ knirschte er.

Rudi wußte wohl, wer so zu ihm sprach, und erbleichend vermochte er nur die Worte herauszustammeln: „Der Brief – der Brief!“

Lori aber glaubte, der Verkappte mache einen Angriff auf das Leben ihres Bruders, und die Pistole erhebend, trat sie vor den ihr unbekanntem Mann hin, und nach demselben zielend, rief sie:

„Laß mein Rudi in Fried, oder ich drück ab!“

Michl hatte Rudi losgelassen und starrte nach dem in weißem, in Unordnung gekommenen Nachtgewande vor ihm stehenden Mädchen. Die langen, dunklen Haare fielen lose über den blendend weißen Nacken und die Brust, und ihr schönes Gesicht drückte Angst und Zorn, aber auch Entschlossenheit aus.

Michl verlor seine Fassung bei dem Anblicke des von ihm mit aller Leidenschaft geliebten Mädchens. Er ließ sich auf ein Knie nieder, legte seine Büchse neben sich, riß mit beiden Händen seinen Spenser auseinander und rief:

„Schiaß zua! A Kugel von dir söhnt mi aus mit der ganzen Welt. Wenn mei' letzter Blick auf die falln därf, giebt's nix Schöneres, als sterben, druck zua – Lori!“

Lori hatte schon bei den ersten Worten Michls Stimme erkannt, jetzt erkannte sie auch die dunkeln, brennenden Augen, die sie so oft verfolgten und deren sie nicht los werden konnte, wenn sie sie fortzudrängen suchte in ihren stillen Stunden. Ihr Arm hatte sich gesenkt und mit fast schmerzlicher Stimme rief sie:

„Michl, du – du bist's? Also wirklich! Du – ein Bandit! Du – armer Mensch!“

„Arm,“ wiederholte Michl; „dös bin i freili.“

Und indem er sein schwarzes Visir in die Höhe schob, fuhr er fort: „Mei' Liab is a Verbrechen, mei' Freundschaft is verraten worn. Jetzt mag's gehn, wie 's will. Bring mi um, Deandl, du thuast a guats Werk für d' Menschheit!“

In diesem Augenblick erschien einer der Schwärzer an der Thür und rief:

„Spielerhans! 'n Mautner maltraieterns, auf d' Kassa hams es abg'sehn, kimm, trawe, trawe!“ (Schnell, schnell!)

„Um Gotteswillen, der Vater!“ schrie Lori auf.

„Da muaß i dabei sein,“ rief Rudi, den Säbel fester fassend. „Also, einer Räuberbande hörst an und du willst mei' Freund sein? Pfui!“ Er sprang der Thür zu.

Aber Michl riß ihn zurück.

„Da bleibst!“ gebot er. „I steh guat für 'n Vata, für d' Kassa; ös sollts mi nöd verachten!“

Die Zipfelhaube über das Gesicht ziehend, stürmte er aus dem Zimmer und die Treppe hinab hinein in die von einem Kerzenlicht erhellte Kanzlei.

Der Mautner hatte den Schwärzern die Thür in das daranstoßende Magazin geöffnet und sie so überzeugt, daß in der That die gesuchte Ware anderweitig versorgt worden. Darüber war natürlich höchste Enttäuschung, und da sich auch sonst nichts in der Kanzlei vorfand und der gefährliche Zug doch nicht ganz erfolglos bleiben sollte, so bekam der Brennbuckl trotz Michls strengen Verbotes Gelüste nach der Amtskasse, welche in einer mit eisernen Bändern versehenen, hölzernen Truhe bestand. Brennbuckl gebot dem Mautner, die Kasse zu öffnen. Dieser erwiderte mit einer Flut von Schimpfworten, wozu ihm heute der Forstmann die beste Anleitung gegeben, aber die Schwärzer verstanden wenig Spaß und waren in der That daran, sich an dem getreuen und unerschrockenen Beamten thätlich zu vergreifen, während einige von ihnen die Kasse aufzusprengen suchten. Da kam Michl herbeigeeilt und gebot, den Mautner augenblicklich loszulassen und sich von der Kasse zu entfernen, und als man ihm nicht sogleich Gehorsam leistete, riß er die Frevler mit herkulischer Kraft zurück und drohte jeden niederzuschießen, der seinem Gebote nicht sofort Folge leiste.

„Ho ho!“ rief der Brennbuckl, „da gschieht, was i will, und wennst net glei machst, daß d' weiterkimmst, so schlag i di zam zu an' Brei.“

Er machte wirklich Miene dazu, indem er seinen festen Knittelstock erhob, aber Michl, eingedenk seines Versprechens, das er den Geschwistern gegeben, hob ebenfalls zum Streiche aus und rief:

„Also wollt’s a Diebsbande sein? So sag i mi los von enk und augenblickli befehl i ’n Rückzug oder –“

„D’ Kassa wird mitgnomma!“ schrie der Brennbuckl den andern zu und sich zu Michl wendend: „Mit dir bin i glei ferti!“

Er holte zum Hiebe aus, aber Michl sprang zur Seite und versetzte seinerseits mit dem umgekehrten Stutzen dem Angreifer einen so wuchtigen Hieb auf den Kopf, daß er zurücktaumelte.

In diesem Augenblicke ertönte von außen ein greller Pfiff, das Zeichen zum Rückzug.

„Helfts mir furt!“ bat Brennbuckl seine Spießgesellen. „Mit dem Hund rechn’ i an’ anders Mal ab.“ Und von zwei Schwärzern geführt, die unter wütenden Blicken auf Michl laute Verwünschungen ausstießen, verließ er, so rasch es anging, die Kanzlei und das Zollhaus.

Außen entspann sich jetzt ein neuer Kampf. Der Revierförster kam mit seinem Sohne und einigen Jägern heran, ebenso mehrere Grenzwächter, die der Notschuß des Mautners herbeigerufen. Jetzt wurden Schüsse hin- und hergewechselt, und da die Ankommenden von beiden Seiten ins Zollhaus eindringen, war es Michl nicht mehr möglich, sich zu entfernen.

Er rannte deshalb wieder die Treppe hinauf in das Zimmer der Geschwister, die in banger Erwartung die wenigen Minuten dort verbracht.

„Ös könnts ruhig sein,“ rief er den beiden zu. „Der Vata is grett’, ’s Zollhaus is frei und – der Hochzeiter is zur Hilf da, aber i bin verlor.“

Draußen hörte man schon die Stimmen Ferdinands und seines Vaters. Lori saß auf dem Sopha und hatte ihr Gesicht in den Händen vergraben.

Michl starrte bewegungslos nach ihr hin.

„Michl,“ rief Rudi, „mach, verschwind; du wirst sonst gfang!“

„Sollns mi fanga!“ entgegnete der Bursche, seinen Blick nicht von dem Mädchen wendend, „was liegt mir dran!“

Jetzt kam es die Stiege herauf.

„Der Ferdinand kimmt!“ mahnte Rudi voll Angst. „Michl, um di is ’s gschehn.“

„Der Ferdinand?“ rief Michl, nun rasch die Büchse vom Boden aufnehmend, mit drohender Gebärde.

Da sprang Lori auf, und die Hände faltend sprach sie weinend:

„Michl, i bitt’ dich, keine Gewalt! Hab Dank, daß du dich um den Vater angenommen, aber rette dich! Wir beide verraten dich gewiß nicht! Im Zimmer nebenan reicht das Rebengelände bis zum Fenster herauf, klettere dran hinunter, ich – Michl – thu’s mir zu lieb!“

Und der Bursch ließ sich willenlos zur Thür des anstoßenden Zimmers ziehen. Rasch schloß dann Lori dieselbe hinter ihm ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Es war alles das Werk weniger Sekunden. Es war auch höchste Zeit gewesen, denn schon stürmte Ferdinand ins Zimmer.

„Lori,“ rief er, „es ist dir doch nichts zu leide geschehen? Wo sind die Frevler? Einer muß noch hier sein, man sah ihn die Treppe hinaufflüchten, die andern sind davon, aber nicht alle mit heiler Haut.“

„Neamd is mehr da!“ sagte Rudi.

Lori war vor Schrecken noch nicht imstande, zu antworten. Als sie wieder zu sprechen vermochte, war ihre erste Frage: „Wo ist der Vater? Ist ihm wirklich nichts geschehen?“

„Gottlob, nein!“ tröstete Ferdinand. „Die Kerls stoben wie Spreu auseinander, als wir anrückten. Einer aber blieb, – dem hat mein Vater das Laufen verlernt.“ –

Jetzt hörte man das Klirren eines Glases.

„Da drinnen wird ein Fenster eingeschlagen,“ rief Ferdinand, „dort hat sich der Bandit verborgen.“

Er rannte zu der verschlossenen Thür.

Aber eben so schnell stand Lori neben ihm.

„Es ist mein Zimmer,“ sprach sie ängstlich, „niemand ist drinnen.“

„Dann ist jemand dort gewesen,“ entgegnete Ferdinand, „er sprang zum Fenster hinaus.“

Rasch riß er das Fenster des Zimmers auf, in dem sie sich befanden, und ein Ausruf der Befriedigung zeigte, daß er trotz des nächtlichen Dunkels den Flüchtling erblickte. Ehe Lori es hindern konnte, hatte er die Büchse an die Wange gelegt und ein Schuß dröhnte durch die Nacht.

Lautlose Stille folgte darauf. Lori hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet, sie zitterte am ganzen Leibe.

Jetzt hörte man einen langgezogenen Weheruf.

„Hurrah,“ rief Ferdinand, „der hat seinen Teil!“ Und angestregten Auges hinausblickend, fuhr er fort: „Mir ist, als kämen mehrere Gestalten zusammen; entweder schleppen sie den Angeschossenen davon oder sie wagen einen neuen Angriff. Da heißt es sich vorsehen und rasch laden. Lori, geh auf den Ausgang hinaus, hier bist du keinen Augenblick vor einer Kugel sicher. Und du, Rudi, nimm die Pistole, schieß aufs Geratewohl hinaus, wenn’s nur kracht, das schreckt die Lumpen.“

„Nein,“ entgegnete abwehrend der gleich seiner Schwester Erschreckte, „ich schieß auf kein’, der sich flücht’, es ist heut schon Unglück genug gschehn.“

„Du bist und bleibst ein feiger Tropf!“ versetzte Ferdinand erzürnt. „Pfui, schäme dich, nimm dir ein Beispiel an deinem tapfern Vater.“

„Ferdinand!“ schrie jetzt Rudi wie umgewandelt, „du irrst di, wennst mi für feig haltst. I kann so tapfer sein, wie du. Ein’, der si’ flücht’, von hinterrucks zamschießen, dös is kei’ Heldenthat, drauf brauchst nöd stolz sein.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, da krachte abermals ein Schuß, und eine Kugel piff hart am Kopfe Rudis vorüber.

„Aha, merkst es, wie die Kerls entfliehen?“ sagte der junge Forstmann. „Fort mit der Lori aus dem Zimmer! Ich lösche das Licht, daß sie keinen Zielpunkt mehr haben.“

Lori zog den vor Wut und Aufregung zitternden Bruder aus dem Zimmer. Da vernahm sie aus Mirls Kammer ein lautes Schluchzen, und in dieselbe eintretend, fand sie die alte Magd auf dem Boden knieend, betend und weinend.

Der Schmerzensschrei des von Ferdinands Kugel getroffenen Michl sumnte Lori grausig in den Ohren. Sie setzte sich zu der Alten aufs Bett und weinte mit ihr. Rudi aber eilte die Treppe hinab, um sich nach dem Vater umzusehen.

Inzwischen waren auch der Zollwart und der Grenzwächter ihrer Bande entledigt worden. Man rüstete sich, einem möglichen zweiten Angriff der Schwärzer erfolgreich zu begegnen. Doch geraume Zeit verging, man hörte nichts. Tiefe Stille herrschte in der ganzen Umgegend, nur hin und wieder ward dieselbe durch ein leises Wimmern unterbrochen, welchem die mit einer Laterne versehenen Jäger nachgingen.

Sie fanden alsbald den Langhies, mit dem Küräß angethan, auf einem Raine liegend. Seine Ahnungen waren nicht umsonst gewesen, er war diesmal eingegangen, trotz des Harnisches. Die ihm nachgesandte Kugel traf eine Stelle, welche durch den Küräß nicht versichert war.

Er jammerte entsetzlich, doch schien seine Wunde nicht besonders gefährlich zu sein. Man entledigte ihn seiner Wehr und trug ihn dann zum Wirtshause an der Klafferstraße, wo er durch den den von Breitenberg herbeigeholten Bader die erste Hilfe, zugleich aber auch einen Gendarmen als unwillkommenen Ehrenposten empfing.

Während dieser Zeit schleppte sich noch ein Opfer dieses Zuges, unterstützt von zweien der Gesellen, zum Inhäusl des Frischmichl. Ferdinands Kugel hatte nur zu gut getroffen. Sie war Michl in die Hüfte gedrunge und er hatte ungeheure Schmerzen zu erdulden.

Zu Hause angekommen, legten ihn die Kameraden auf sein Bett und beeilten sich dann, selbst in Sicherheit zu kommen, da sie sich von den Jägern verfolgt glaubten.

Der Jammer der alten, halbblinden Mutter, wie des krüppelhaften Mädchens über dieses Unglück war groß, zumal dasselbe aufs strengste geheim gehalten werden mußte, sollte Michl

nicht zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden. So mußte denn die Wundsalbe der alten Inhäuslerin vorerst wieder ihre Dienste thun.

Das kleine krüppelhafte Mädchen übernahm den Krankendienst, und es gewährte ihm eine unaussprechliche Genugthuung, dem so heiß geliebten Burschen Liebesdienste weihen zu dürfen.

Gegen Morgen aus einem kleinen Wundfieber erwachend, sah der Kranke traurig um sich und seufzte dann:

„Alles is hin, alles: d' Liab und d' Freundschaft! Nix mehr hon i auf der Welt, es verlohnt si' nimmer, z' leben, i wollt, es gaang dahin – i sterbet!“

„Michl, mi hast no'!“ lispelte das bleiche Mädchen. „I sterb für di, Michl, jede Stund, wannst es ham willst!“

„Du?“ fragte Michl in einem Tone, der Spott und Überraschung zugleich enthielt.

Die Kleine nickte weinend mit dem Kopfe.

Michl schloß die Augen. Erschöpft verfiel er in einen oft von Fieberschauern unterbrochenen Schlaf. Das krüppelhafte Mädchen aber wachte bei ihm und betete für ihn.

Aber auch im Zollhause ward seiner sorgend gedacht, und ein heißes Gebet stieg auch dort für ihn zum Himmel. Hätte er es geahnt, es wäre ihm ein lindernder Balsam gewesen für sein zerrissenes, schmerz- und hohnerfülltes Herz.

X.

Außer dem Langhies, richtiger genannt „Eckbauernhäusler“, konnte man keinen der Übelthäter dingfest machen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, und die große Dunkelheit erlaubte keine weitere Verfolgung. Aus dem Verwundeten konnte trotz allen Drängens von seiten der Gendarmerie nichts herausgebracht werden, um auf die Spur der Schwärzer zu führen. Man gab sich dem Glauben hin, daß wohl alle aus dem Böhmischem herübergekommen seien. An Michl Frisch dachte niemand außer Lori und Rudi, die für ihn zitterten. Sie hörten mit fast freudiger Genugthuung aus ihres Vaters Mund das Lob des tapferen Mannes, des ehrlichen Gefährten, dessen Dazwischentreten es zu verdanken war, daß die Kasse nicht ihres Inhaltes beraubt wurde. Doch sie bangten auch um ihn, denn sein Schmerzensruf konnte nur die Folge einer Verwundung sein, und die beiden Geschwister empfanden für ihn die schmerzlichste Teilnahme.

Zu dieser Teilnahme gesellte sich bei Rudi das peinliche Gefühl, daß ihn sein Jugendfreund des Verrates für fähig gehalten, ein Verdacht, den er unter allen Umständen von sich abwälzen mußte. Wohl sah er ein, daß er den Verkehr mit Michl von nun an ganz abbrechen, daß er sich von ihm für immer lossagen müsse, wollte er nicht selbst ein Genosse jener Verbrecherbande werden, welcher Michl als Hauptanführer anzugehören schien. Die beste Gelegenheit hierzu bot sich von selbst durch Annahme der Stelle in der Glasfabrik Glöckelberg, welche ihm sein Vater verschafft hatte. Auf diese Weise vollzog sich die Trennung von selbst.

Nur einmal noch wollte er mit dem Jugendfreunde sprechen, wollte sich überzeugen, wie und ob er gefährlich verletzt worden. Er teilte dies der Schwester mit, die sein Vorhaben in allen Teilen billigte. Am liebsten wäre auch sie aus dieser Gegend fortgezogen, um dem Burschen nie wieder zu begegnen, dem sie, so sehr sie ihn auch verabscheuen zu müssen glaubte und trotz der Dreistigkeit seiner leidenschaftlichen Erklärungen doch nicht wahrhaft zürnen konnte.

Seine Worte, seine Blicke in jenem Momente, da sie die Pistole auf ihn gerichtet, sie hörte und sah sie immer. Die Schwere des Geheimnisses, dessen Mitwisserin sie war, bedrückte ihr Herz, und die fürchterliche Erregung der letzten Nacht übte auf ihren Geist wie auf ihren

Körper eine erschütternde Wirkung aus, der das sonst gesunde und lebensfrische Mädchen doch nicht gewachsen war.

Der Vater und die alte Mirl hielten die krankhafte Erregung Loris für ein vorübergehendes Unwohlsein; waren sie doch beide selbst am andern Morgen so angegriffen, daß sie sich gern als krank ins Bett gelegt hätten, wenn sie dazu nur – Zeit gehabt hätten.

Nur Rudi hatte seinen Gleichmut wiedergefunden, sein leichter Sinn ließ ihn sich rasch über alles hinwegsetzen. Er sah das Unwohlsein der Schwester als die ganz natürliche Folge des ausgestandenen Schreckens an und machte sich darüber keine weitere Sorge. Bald nach dem Frühstück machte er sich auf den Weg zum Frischenhäuschen, um später die schöne Leinwandhändlerin von Reichenau zu besuchen und ihr seinen Glückwunsch darzubringen.

Rudi war noch nicht weit gegangen, als sich ihm der Pechhannes anschloß und mit ihm ein Gespräch anknüpfte.

„No’, heunt nacht hat ’s ja Krieg geben im Mauthaus,“ begann er, „’s hat ja sakrisch kracht und Kürabreiter san aa dabei gwen. Hellseiten, is dös a Gaudi in der Neuen Welt herhinten.“

Der Schlemmer lallte diese Worte unter beständigen Schwankungen seines Körpers, denn er war, seit ihm der Stationsführer einige Thaler auf Abschlag für seine Verräterei gegeben, aus dem Rausch nicht mehr herausgekommen.

„Laß mi in Ruah!“ wehrte Rudi ab. „Du hast ja schon in aller Fruah an’ Rausch.“

„Und was für oan!“ entgegnete der Pechler wohlgefällig, und er sang in schaudervollen Tönen:

Kauft’s ma mein Rausch ab,
I gieb enk ’n woifl (wohlfeil),
Daß i ’n ’mal aabring,
Den Schinder-Toifl.

Dann fragte er mit eigentümlichem Lächeln:

„Gehst leicht in Hoa’garten zu dein Spezl, ’n Frischmichl? Der wird a Freud habn!“

„A größere schon, als wenn du kaamst,“ entgegnete Rudi spöttisch.

„I moan, er is no’ nöd munter,“ versetzte hierauf der Schlemmer. „Nach ara stürmischen Nacht bleibt ma gern liegn.“

Rudi wußte wohl, wo der Pechler hinaus wollte und glaubte ihn irreführen zu müssen, deshalb sagte er:

„I bin bis Mitternacht mit ’n Michl beinanda gwen; wie er hoam is, war der Rummel bei uns längst vorbei. Er woaß gwiß gar nix davon.“

„So, dessel nimmt mi Wunder!“ versetzte der andere. „Bis Mitternacht? Da sollt der gar nix gwußt ham? Sollten’s grad Böhmische gwen sein? Schau, schau, dös hätt i jetzt nöd glaubt, wennst ma’s du nöd gsagt hättst.“

Rudi gab sich alle Mühe, gleichgültig zu erscheinen. Ob der Schlemmer ihm wirklich glaubte, bezweifelte er; deshalb wollte er noch einen Trumpf ausspielen, indem er sagte:

„Geh halt zu eam und frag’n; es wird ’n gfreun, wennst kimmst.“

„Na’, na’, dös gfreuten nöd,“ entgegnete der Pechler rasch. „I traue eam nöd, er hat auf mi an’ Schleim (Ärger). I muaß aufs Drosseln (glückwünschen) gehn zu der Hüttenwirtin in d’ Neureichenau; heunt is ja die Nandln eahna Tag, dö laufen anemal die Jakoberln nach. No’, dös kann a Rausch wern heunt! Is ma d’ Gurgl eh schon wieder ganz sperr vor lauter reden mit dir.“

„So geh halt dein Weg alloa’!“ entgegnete Rudi. „I will doch umischaugn zum Michl. Es is eam gestern nöd recht guat gwen, wie ma ausananda san; i will anfragen, wies eam geht. Adis!“

Damit lenkte er links auf einen Gangsteig ein.

„Also willst mi verlassen?“ fragte der Pechler mit einer komisch spöttischen Miene. „No', i und mei' Rausch, wir wern schon mitanand auf Neureichenau finden. Pfüat die Gott, schöner Mautnersuhn!“

Und nachdem er ihm eine Weile laut lachend nachgesehen, trottete er wieder seines Weges, dabei singend:

Kanns denn ebbas Schöners geben
Auf dera Welt,
Als rasten und trinka
Und an' Beutl voll Geld!

Rudi hatte das Häuschen des Frischen erreicht und trat mit banger Erwartung in dasselbe ein. Das bucklige Lenerl, welches ihm auf dem Hausflur entgegen kam, wollte ihn nicht einlassen unter dem Vorwande, daß Michl noch schlafe. Aber Rudi bat das Mädchen, seinem Freunde zu sagen, daß er da wäre und notwendig mit ihm zu sprechen hätte.

Nach einigen Augenblicken kam das in die Kammer getretene Mädchen wieder zurück und winkte dem Burschen bejahend zu, daß er eintreten könne. Lenerl selbst blieb außen stehen.

Michl lag auf dem Bette. Soviel die spärliche Beleuchtung des kleinen Fensters zu sehen erlaubte, war sein Gesicht sehr blaß.

„Michl,“ rief Rudi auf ihn zueilend, „sag, was is dir passiert? I und d' Lori ham dein' Schrei g'hört; wir ham koan ruhigen Augenblick, bis wir wissen, was 's mit dir is.“

„Was soll's sein?“ entgegnete Michl, mit Gewalt den Schmerz verbeißend, den ihm die Wunde verursachte, „schlecht ang'schossen – der reinste Hexenschuß! – auf der Seiten – gefährli is 's nöd, aber der Wehthoa is kaum zum Aushalten. I woäß 's, Rudi, daß d' gestern da warst, d' Muatta hat mir dein Brief geben mit 'n Geld. Halbet hon i dir also gestern unrecht tho'. Aber dein Vatan hast den schlechten Rat geben, d' War furt z' schicken, i hätt' di drum vergiften könna. Aber wie r i gsehn hon, was dös für Tropfen san, die aus an' Pascher glei Räuber wern, so is 's mir liaba, du hast dö Sach verraten. I will koa' Gmoa'schaft mehr mit dene hab'n, die g'hörn auf'n Galgen. Aber dös möcht i wissen: warum hast du 's Liacht g'stellt?“

„D' Lori hat's ja hing'stellt, 'n Ferdinand zum Zeichen. Es war an' unglücklicher Zufall, guat Nacht hat's eam dadurch sagen wolln, eh 's zur Ruah is.“

„Für mi wär's bald die ewi Ruah wordn,“ entgegnete Michl traurig. „Wär's es worn! I fühl mi nöd sicher. I woäß, daß 's 'n Eckbauernhäusler gfangt ham. Wenn der schwatzt?“

„Der schwatzt nöd!“ tröstete Rudi. „Er sagt, es san lauter Böhmen, die er selm nur mit 'n Spitznamen kennt. Eher fürcht i, wenn's bekannt, daß d' gschossen bist, daß auf di der Verdacht fällt.“

Derenthalben darf ich vor die Leut erst heunt krank wern; ich hon's wohl überlegt. Der Bader von Breitenberg muß mi an an' hitzin Fieber kuriern; was versteht der, was mir fehlt. I hon aa r a Fiaba, i hon mi gestern so gift (geärgert) auf 'n Dreisessel oben, daß ma d' Gall überglaufa is. So, und jetzt pfüat die Gott, es hat mi gfreut, daß d' no'mal kömma bist, Rudi. Seh i dennast, daß d' mi nöd ganz veracht'st. Deiner Schwester freili, dera bleib i a Abscheu fürs ganze Leben! Red nix! Plausch mir nix vür, i müaßts netta nöd achten, wär 's anders. I werd ihr niemals mehr unter d' Augen kömma, drauf verlaß di. Geh jetzt! Der Hoa'garten bei mir bringt dir nur Schand.“

„So b'hüat die Gott, Michl. I geh morgen furt auf lange Zeit – i will 's Arbeiten anfanga.“

„Hör auf! Du bringst mi zum Lacha.“

„G'wiß is 's wahr. I geh in d' Glasfabrik nach Glöckelberg. I will von nun an guat thuan,, alt gnua bin i, i will in Zukunft ehrli mei' Brod verdiena.“

„So wünsch i dir Glück! Aber länger als acht Tag haltst es du nöd aus.“

„Du wirst es schon sehn; es muß anders wern, denn mir steckt seit gestern 's Heiraten im Kopf.“

Michl lachte jetzt laut auf, was ihm aber heftige Schmerzen verursachte.

„Dös is ja dennast grad a Komödie!“ sagte er dann.

„Lach nur,“ antwortete Rudi; „leicht, daß d’ ma ’s nachmachst. B’hüat di Gott und werd bald g’sund.“

Rudi ging.

Außer dem Hause wartete Michls alte Mutter auf ihn und sagte dann schluchzend:

„Siehgst, Rudi, jetzt is’s Unglück scho’ bei uns einkehrt, jetzt geht’s gedohl.“ (Zu Thal – abwärts.)

„Es is ja koa’ Gefahr,“ tröstete Rudi.

„D’ Wunden nöd, aber ’s G’richt fürcht i,“ antwortete die Alte. „Mein Gott! I moan, i hör schon d’ Gendarm kömma, die ’n furtführn auf Wegscheid. Daß i so was no’ dalebn muaß!“

„Seid nur ruhi!“ besänftigte Rudi; „der Michl hat gestern a groß’s Unglück verhüt’, er hat die ganz’ Bande zum Teufel g’jagt, hat an’ Raub verhindert, somit war’s a Glück, daß er dabei gwen is. Er sagt si’ aber los von dera Kameradschaft für alle Zeit. I geh morgen ins G’schäft, i fang ’s Arbeiten an, und gebts acht, der Michl macht mir’s nach.“

„Gebts Gott und die heili Muatta Anna!“ sagte die Alte, die Hände faltend.

Das Wort „Anna“ mahnte Rudi an den Geburtstag der Gredl von Reichenau, an seinen ihr zugehenden Besuch. Er verabschiedete sich von der Alten, tröstete sie und sprach ihr nochmals Mut zu. Er bemerkte nicht das im Hausflur stehende bucklige Mädchen, das die Schürze vor dem Gesicht hatte und vor Angst und Furcht um Michls Schicksal weinte. –

Rudis Besuch bei der Leinwandhändlerin mußte auch von guter Wirkung gewesen sein. Seine Verse, die er gestern abend doch noch zusammengedrehselt, hatten die Gefeierte in gehobene Stimmung versetzt, und sie antwortete ihm mit einem prächtigen, goldgelben Gugelhopf und einer Flasche Wein. Sie konnte sich zwar, da fortwährend Gratulanten kamen, mit Rudi nur nebenbei beschäftigen, der jedoch sichtbar Eindruck auf sie machte. Er setzte ihr gelegentlich auseinander, daß der Mensch Grundsätze haben müsse, und sein Grundsatz wäre es, sich zu beschäftigen nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, denn, schloß er mit kluger Miene seine Rede, Müßiggang sei aller Laster Anfang. Dabei leerte er sein Glas, steckte „zur Erinnerung an die liebe Köchin“ ein großes Stück Gugelhopf in die Tasche und verabschiedete sich.

Heimwärts sang und piffte er wieder und dachte nicht mehr an die Schrecken der vergangenen Nacht, zwischen welche sich ja das Bild der hübschen Gredl geschoben hatte.

Zu Hause aber kam er sofort wieder auf andere Gedanken.

Eine Gerichtskommission von Wegscheid war da, um über die Begebenheiten der vorigen Nacht Protokoll aufzunehmen. Lori aber lag im Fieber zu Bett, und der Arzt von Breitenberg hatte sie soeben verlassen. Der Rückschlag der jüngsten Ereignisse hatte sie aufs Krankenlager geworfen, doch war nach Ausspruch des Arztes keine ernstliche Gefahr vorhanden, und so sollte das kein Hindernis sein, daß Rudi, wenn auch nicht ganz ohne Sorge um die geliebte Schwester, schon andern Tags über die Klafferstraße und den Ulrichsberg nach Glöckelberg ins Böhmisches hinüberwanderte, um in dem Komptoir der dortigen Glasfabrik seine neue Stellung anzutreten. –

Einige Wochen später war Michl insoweit wieder hergestellt, daß er das Bett verlassen, mittels eines Stockes zur Gredbank hinausgehen und sich da im Freien ausruhen konnte. Es war ein prächtiger Augusttag. Das mit unermeßlichen Forsten bestockte Dreissesselgebirge erhob sich in seiner ganzen Waldesherrlichkeit und gewährte mit den saftig grünen Wiesen, den üppigen Feldern im Thale und am Fuße des dem Dreissessel gegenüberliegenden Frauenwaldes einen äußerst freundlichen und beruhigenden Anblick, welcher durch die vielen im Thale und an den Berglehnen zerstreuten, mit Obstbäumen umgebenen Höfe und Inhäuschen und durch die größeren, mit Kirchtürmen versehenen Orte in Bayern und dem angrenzenden östreichischen Mühlviertel einen erhöhten Reiz erhielt.

Dabei herrschte rings umher ein rühriges Leben, denn es war die Zeit der Flachsernte, des Lieblingsproduktes der Neuweltler wie überhaupt des ganzen Passauerwaldes.

Wie überall, wo nur ein spärlicher Grundbesitz unter eine große Anzahl von Einwohnern verteilt ist, sind dieselben gezwungen, irgend einen Nebenverdienst durch gewerbliche Thätigkeit zu suchen. Hier treiben die Bewohner der Gegend neben der Holzindustrie vorzugsweise die Leinenweberei, die von jeher als ein freigegebenes Gewerbe gegolten, und so bildete auch im Passauerwald und namentlich in der Neuen Welt die Verarbeitung des Flachses die Hauptbeschäftigung im Winter.

Der lockere, etwas feuchte Boden und die kühle Bergluft begünstigen das Gedeihen dieses Handelsgewächses und die vielen Flachsfelder verleihen der Gegend, zumal in der Zeit, da die Pflanze ihre schönen, blauen Blüten entfaltet, einen besonderen Reiz. Eine gute Flachsernte, und der Waldbewohner ist für alle seine Bedürfnisse gedeckt. Nur sehr wenig Flachs wird in rohem Zustande verkauft, der meiste wird im Lande selbst versponnen und als Garn oder Leinwand auf die Märkte gebracht, wofür ein schönes Stück Geld in die Säckel der Bauern wandert.

Man rechnete zur Zeit dieser Erzählung im ganzen Walde etwa 3000 Weber ohne jene, die nur eigenen Bedarf verarbeiteten, wobei etwa 45000 Zentner selbstgebaute Flachs zu Hausleinwand, Kölnischzeug, Gradl, Barchent u. s. w. verarbeitet wurden.

In den langen Winterabenden, die der Bauer des Flachlandes auf der Bärenhaut verschläft, sitzt im Wald alles geschäftig am Rocken. Die Stuben, von flackerndem Spanlicht erhellt, wiederhallen von dem Schnurren der Räder und Spindeln. Die Hausfrau, das Großmütterchen, die Töchter, die Mägde, alles, was vom Weibe Hände und Füße regen kann, spinnt bis tief in die Nacht hinein. Selbst der Hausherr mit den Knechten schließt sich von dieser Beschäftigung nicht aus. Die Hausfrau setzt eine Ehre darein, ihre Schränke mit weißem Linnen vollgefüllt zu haben, und wenn sie ihre Töchter verheiratet, sind Flachs, Garn, Leinwand und Weißzeug sicher die wertvollsten Stücke der Ausstattung, und ist die Leinwand dieser Gegend unter dem Namen „Waldler-Leinwand“ oder „Passauer-Linnen“ als solides Fabrikat weit und breit bekannt.

Der Handel dieser Ware ist in den Händen von Verlegern, welche den Kleingütlern und Inleuten auch das Garn zur Verarbeitung auf dem Webstuhle liefern. Aber nicht nur Leinenwaren, sondern auch halbe und ganze Seidenwaren werden im Passauer Walde, namentlich in Wegscheid, gewebt. Einen besonderen Handelsartikel bilden die sogenannten „Madrastücher“, die von den Frauen als Kopftücher getragen werden.

In Schönberg, Perlesreuth und Waldkirchen finden in der Fastenzeit die Hauptgarmärkte statt, wozu die Landleute mit ihren Bündeln am Rücken oder mit Öchslein oder Hunden bespannten Fuhrwerken herankommen, um an die Weber, die sich oft zu Hunderten einfinden, ihre Ware zu verhandeln. Die Hauptplätze für fertige Leinwand sind Wegscheid und Jandelsbrunn. Diese ganze Gegend scheint überhaupt nur eine einzige, große Leinwandfabrik zu sein. Allgemeinem Gebrauche zufolge säet sogar jeder Feldbesitzer seinen Dienstboten jährlich als einen Teil ihres Lohnes ein bis zwei Viertel Lein aus, und zu Lichtmeß, der gewöhnlichen Zeit des Dienstwechsels, wird denselben einige freie Zeit gegeben, um ihren Flachs (Haar) bearbeiten zu können.

Durch diese Leinwandbereitung gewinnt der Wald jährlich an drei Millionen Gulden, die Preise für ein Stück flächsernes Leinwand zu zehn Gulden, diejenige von Werg zu sechs Gulden berechnet.

Die Madrastücher, der Kopfputz der Wäldlerinnen, schwarze, an den Enden mit bunten, seidenen Blumen verzierte Tücher, werden auf den sogenannten Jacquardstühlen gewebt und finden, wie die Seidenkopftücher, bei dem massenhaften Verbräuche im Kreise Niederbayern selbst nicht nur hier lebhaften Absatz, sondern haben trotz des Eingangszolles ihren Weg auch nach Osterreich gefunden.

Auch in der Wohnstube des Frisch stand ein solcher Jacquard-Webstuhl, auf welchem Michls Vater bis kurz vor seinem Tode gearbeitet, um auf ehrliche Weise das Los seiner Familie zu verbessern. Der Stuhl stand seitdem fast immer leer.

Michl hatte zwar viel Geschick zu dieser Weberei, fertigte auch manches vorzügliche Tuch für das Handlungshaus Rosenberger⁵, aber die viele Plage und der geringe Verdienst sagten seinem Temperamente nicht zu und so verlegte er sich lieber auf die verbotene Handelschaft, die ihn wegen der damit verbundenen Gefahr und Findigkeit reizte und bei geringer Mühe den Beutel füllte. So ward er der Arbeit völlig entwöhnt. Mit einer Art Verachtung blickte er bislang auf die Arbeiter in den Feldern und die „Scheiterhauer“ im Walde, die im Schweiß ihres Angesichtes das Brot zu verdienen suchten, und er wollte es nicht begreifen, daß dieselben dennoch so heiter und lebenslustig sein konnten.

Heute, nach kaum überstandener Krankheit, haftete sein Auge aber dennoch mit einem gewissen Interesse an den Arbeitern und Arbeiterinnen, die unter fröhlichem Plaudern den heuer prächtig gediehenen Flachs aus dem Boden rissen, große Ballen zusammenbanden und auf die bereitstehenden Wagen luden. Manches heitere, von frischen Mädchen- und Knabenstimmen gesungene Lied klang an sein Ohr, und er erinnerte sich gern der Zeiten, wo auch er dort mitgearbeitet, mitgesungen und mit den andern sich gefreut hatte.

Die neben ihm sitzende Mutter mochte eine Ahnung von dem Gedankengang des Sohnes haben, denn, nachdem sie eine Weile dem Gesang der Feldarbeiter gelauscht, begann sie:

„Ziagts die nöd umi zu dö Leut? 's is halt davontwegn (dennoch) schön, wenn ma' so lusti bei der Arbet ist.“

Und als ihr Michl nicht darauf erwidern wollte, fuhr sie fort: „In etli Tag geht's über unser Hoar (Flachs), dös uns der Bauer anbaut hat. Er soll si' heuer guat herschaun.“

„Ja, ja,“ erwiderte Michl, „wenn wer da gwen wär, der 'n g'jät (gejätet) hätt'!“

„O, dös hat 's Lenerl b'sorgt,“ entgegnete die Alte schnell; „da is mir nöd bang.“

„'s Lenerl? Is denn dö aa zu ebbs nutz?“ fragte Michl halb verwundert, halb verächtlich.

„Ob dö zu was nutz is? Ja, Bua, bedenk dennast, was ich anfanget, wenn i dös Deandl nöd hätt'. Dös is ja mei' Aug, mei' Stütz, mei' Alles. Wer kochet mir denn mei' Suppen, wenn i 's Lenerl nöd hätt'? Wer räumt denn auf in der Stuben, wer richt 's Gartl zam, wer hätt' unsern Flachs g'jät'? Und du, du fragst, wo die 's Deandl dö ganz' Kranket durch ausg'wart' hat, wie no'amal a barmherzige Schwester, die nöd von dein Bett gwichen is, so lang's d' im Fiaba g'legen bist?“

„Ah so,“ meinte Michl, „dessel is schon wahr.“

„Ob's Deandl zu was nutz is!“ ereiferte sich die Alte weiter. „Woaßt denn nöd, daß der Bauer zur Flachsarbeit d' Schawa (Scharwerk) bei dö Inleut einsagn laßt? I bin a blinds Leut, und du bist krank; no', so is halt 's Deandl umi und scharwerkt für uns.“

„Du hätt'st 'n Bauern lieber 's Scharwerk⁶ zahlt, wenn er so verinteressiert is.“

„Du hast leicht reden!“ versetzte die Alte. „Zahl's, wennst nixi hast. Moanst, dei' Kranket hat nix kost'? Dei' bißl Geld is bald verbraucht gwen und wie nix mehr im Haus war, hat's Deandl auf die Felder g'arbet. Die etli Kreuzer, die 's dafür kriegt hat, hat's für die ausgeben, daß d' diermal a Fleischbrüh und a Glasl Wein kriegt hast, wie 's der Dokta angfrimt (anbefohlen) hat. A so wirst nach dennast einsehn, daß dös arm Deandl aa zu was nutz is auf der Welt!“

„Mei', i hon's ja nöd bös gmoant,“ versicherte Michl, der fühlte, wie eine Schamröte sein Gesicht überzog. „I werd 's eam vergelten. Bald kann i wieder hellaus, und i woaß ma scho' a Geld z' kriegn; nacha, Muatta, sollst es aa wieder besser habn.“

„Für mi is leicht was guat gnuu,“ meinte die Alte, „und 's best Essen schmeckt mir nöd, wenn i nöd gwiß woaß, daß's ehrli verdeant is. I woaß, Michl, du arbetst nix, und auf dein

⁵ Im Herrenhause des Kaufmanns Rosenberger war der Dichter Adalbert Stifter oftmals zu Gast; auch schrieb er hier seinen „Hochwald“.

⁶ Das für zu leistende Frohndienste bezahlt wird.

Handel hon i koa' Vertraun, i woab 's für gwiß, du treibst dös wirkli, für was dei' arma Vata hat unschuldi büaßen müaßen, dran er vor der Zeit gestorben is. Drum is in dein' Geld koa' Segen. An' ehrli verdeants Geld nur is a Freud, und 's schönst' Geld is dös, was ma' durch d' Arbet gwinnt.“

„Sag, dös ma' si' von sein Leib awa rackert, daß ma' scho' als Junga elend und alt wird,“ warf Michl ein.

„Wer bei der Arbet alt wird, den erhalt d' Arbet jung!“ ereiferte sich die Mutter. „D' Arbet würzt d' Suppen und 's Leben. Bet und arbeit, hilft Gott allzeit! Probier's halt amal. Für was steht denn der Webstuhl drinn in der Stuben? Hast früher so schöne Kopftüachln gmacht mit rote und greane Bleameln – kannst es leicht nimmer? Probier's nur wieder, nacha braucht si' 's Lenerl nöd so z'schinden für mi – und für di! I woab 's ja, ihra Wünschen is 's schon lang, daß 's amal so a schöns Kopftüachl kriegt, dafür hat sie si' dö Kreuzer zamgspart und iatz –“

„Iatz,“ unterbrach sie Michl, „will i haben, daß 's extra so a Madrastuch kriegt! I mach ihr selm oans, heunt no' richt 'n Zeug zam. Vom Vata seli san eh no' für an' etli Dutzend Stuck Tüacha Woll- und Seidenspulen da – i will arbeten, daß i dem Deandl wieder geben kann, was's für uns auslegt. I mag und i brauch nix g'schenkt!“

„Ja, Michl, da hast recht,“ pflichtete die Mutter eifrig bei. „'s Webern fangst wieder an, nacha gfallts mir nomal so guat in unserer Stuben, wenn si' ebbs rührt. No' und dö Freud fürs Lenerl, wenn dö 's erst Tüachl kriegt!“

Michl war ein Mann von raschen Entschlüssen, die er auch sofort ausführte. So war er schon in der nächsten Viertelstunde am Webstuhle mit Einrichtung der verschiedenen Fäden, dem sogenannten Zetteln, thätig, und als das bucklige Lenerl nach Feierabend heimkehrte, war sie nicht wenig überrascht, Michl an der Arbeit zu finden, noch mehr aber, als ihr der Bursche in freudigem Tone mitteilte, daß das erste Tuch für sie bestimmt sei und er sich bemühen wolle, die schönsten buntseidenen Blumen hineinzuwoben.

„Was?“ rief das Mädchen, vor Entzücken die Hände faltend, „mir g'hörts? Eitza dakenn' i mi nimmer vor lautera Freud!“

Und als ihr Michl wenige Tage später das fertige, hübsch gelungene Tuch überreichte, wußte sie wirklich nicht, sollte sie aus Freude darüber lachen oder weinen. Sie schmückte sich sogleich damit und bedauerte nur, daß sie bis zum nächsten Feiertag warten mußte, ehe sie es tragen konnte.

Dem Burschen gefiel das so wohl, daß er darüber nach langer Zeit wieder herzlich lachen konnte. Mit dem einen Tuche war es nicht abgethan. Er arbeitete mit sichtlicher Lust weiter und hatte in ein paar Wochen das vorrätige Material verarbeitet, so daß er durch Lenerl zwei Dutzend Tücher zum Handlungshause Rosenberger schicken konnte. Er erhielt hierfür nicht nur Geld, sondern auch Material zu weiterer Verarbeitung, und so waren Not und Kummer aus dem Inhäusl des Frischen plötzlich vertrieben durch den Segen der Arbeit.

Wie glücklich war die alte Infrau! Aber auch Michls Wesen veränderte sich in vorteilhafter Weise. Hatte er sich bis zum Abend müde gearbeitet, so ging er hinaus in den nahen Wald und legte sich unter einer Tanne ins Moos. Der Wald mit seinen lieblichen, wechselvollen Eindrücken, seiner wohlthuenden Stille und beruhigenden Einsamkeit führt den Menschen ungezwungen auf sich selbst zurück, es kehrt eine gewisse Freudigkeit in der Seele ein, und so wirkt der Aufenthalt auch wohlthuend auf den Körper zurück.

Einige Male war seine Ruhe unterbrochen durch den Besuch des Federnwastl, der nach wie vor seine Glasperlen hausieren trug und sich dabei nach andern Geschäften umsah. Durch ihn erfuhr Michl, daß sich der Brennbuckl von dem erhaltenen Schlage wieder erholt habe, daß aber derselbe von den Gefährten für immer von der Verbindung ausgeschlossen sei, die nur aus „ehrlichen“ Paschern bestehen dürfe. Dennoch erklärte ihm Michl zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er dem Paschen und Wildern für alle Zeit entsagt habe und nie wieder ein gesetzwidriges Leben führen wolle.

„Grad so mach i 's aa!“ versicherte der Federnwastl. „Höchstens an' Pfifferling laß i no' diermalen hinüber oder herüber mitgehn, aber große Sachen, wo a Gfahris dabei is, b'hüat mit Gott davor! Gel, jetzt kimmst auf mei' Ansicht, daß halt a G'setz a G'setz is und a G'setz bleibt. Und i hon no' an' andern Plan. Geh mit auf Amerika, fang ma an' Handel mit Glaspaterln (Glasperlen) an. I nimm an' Wagen voll mit und die andern lassen ma uns nachschicken.“

„Möchst ebba an' Sklavenhandel anfanga?“ fragte Michl lachend.

„Waar nöd bitter!“ entgegnete Wastl. „Aber Dular (Dollar) laß ma uns gebn grad gnuu, und wenn ma an' rechten großen Haufen ham, fahr'n ma wieder uma in die Neu Welt und fragen 'n Rosenberger, was sei' Gschloß kost!“

„Dös si nix für mi,“ meinte Michl.

„Warum?“

„Denk an mei' Muatta; die kann i nöd mitnehma und i verlaß 's nöd, so lang 's lebt und 's Deandl – was fangeten dö an ohne mi. Na', na', ich muaß schon hierbei bleibn und da für sie sorg'n. Siehgst, für dö freut mi d' Arbeit; für mi, gwiß is 's wahr, rühret i koan Finger. I fürcht nur, daß 's mi dennast no' auslurn (entdecken) wegen dem Zug ins Mauthaus.“

„Daß d' ganz sicher bist, will i nöd behaupten,“ sagte der Federnwastl, „denn ich woaß 's, daß schon hin und wieder gfragt is worn, wer denn der „Spielerhans“ is. Der lange Hies, der in Wegscheid sitzt, muaß si' amal verschnappt hab'n. Natürli woaß 's außer unsere Leut neamd, wer der Spielerhans is, und unsere Leut, du woaßt es, halt der Schwur ab, ebbas z'sagen.“

In diesem Augenblick kam Lenerl zur Thür herein.

„Michl, zwoa Gendarm kömma aufs Häusl zua,“ berichtete sie mit ängstlicher Miene.

„Da ham ma's schon!“ versetzte Michl erbleichend.

„Setz di an Webstuhl und arbet,“ riet Wastl, „und i feil dir mei' War an. Werd 's ja dennast iatzt, nach fünf Wochen, koan Verräter mehr geben.“ –

Das war aber doch der Fall und der Verräter war – Lori.

Rudis Schwester beschäftigte sich in ihren Fieberphantasien fast ausschließlich mit dem Überfalle im Mauthause, und einstmals, als ihr Bräutigam an ihrem Bette weilte, rief sie entsetzt aus:

„Michl, du bist der Spielerhans? Schnell fort durchs Fenster; du wirst erschossen!“

Dem jungen Forstmann war der Zusammenhang sofort klar. Er gab den schon lange nach dem Spielerhans fahndenden Gendarmen die Adresse des Frischmichl, und nachdem diese die Sache beim Gerichte zu Wegscheid angezeigt, erhielten sie allsogleich Auftrag, den ohnedies nicht gut beleumundeten Burschen in Gewahrsam zu nehmen.

Zu diesem Zwecke begab sich der Gendarmerie-Kommandant mit einem Manne soeben nach dem Frischenhäusl, während zwei andere das Anwesen umgangen hatten und von der entgegengesetzten Seite nahten. Sie waren bei dem hitzigen Temperament Michls auf Widerstand gefaßt und hatten sich demgemäß vorbereitet.

Plötzlich wurde die Stubenthür aufgerissen und der Kommandant, das Gewehr in der Hand, rief:

„Michl, du bist mein Arrestant!“

Lenerl brach im Hausflur mit einem Schreckenschrei wie ohnmächtig zusammen, während die alte Mutter wie gelähmt auf der Gredbank sitzen blieb.

Michl war zwar erblaßt, doch fragte er gefaßt:

„Warum soll i arretiert wern? Is 's Webern a Verbrechen?“

„Das nicht, aber der Überfall im Mauthause,“ lautete die Antwort. „Du bist der Spielerhans, du warst der Anführer der Bande, du mußt mit uns gehen. Geschieht es nicht gutwillig, so wird man dich schließen.“

Die inzwischen ebenfalls in die Stube getretenen Gendarmen waren sofort bereit, die Drohung des Kommandanten auszuführen.

Michl überlegte einen Augenblick, dann sagte er mit einer an ihm nicht gewohnten Ruhe:
 „Dös brauch't's nöd; i geh schon guatwilli mit; 'n Kopf wird's nöd kosten.“

Lenerl hatte sich wieder erholt und führte jetzt die alte Inhäuslerin in die Stube.

„Ja, Michl,“ sagte diese, „geh mit in Gottesnama! Hast was Unrechts tho', so büaß dei' Straf ab und kimmst wieder, so mach den ehrlin, braven Menschen furt, der 's d' jetzt bist. I bet schon für di, und unser Herrgott wird uns nöd verlassen.“

„Wer sorgt aber für di, Muaterl?“ fragte jetzt Michl mit weicher Stimme.

„I sorg dafür,“ versetzte das bucklige Mädchen schluchzend.

„Und i!“ rief der Federnwastl. „Dös soll dir koa' Kümmernis machen, Michl. Aber oans, Herr Kommandant! Der Michl is krank gwen, er kann no' nöd marschiern; wird si's machen lassen, daß er g'fah'n wird auf meine Kosten? I geh ummi zum Bauern, der wird wohl einspanna. Ös werd's nix dagegen ham?“

„Schau, daß d' a Fuhrwerk kriegst,“ erlaubte der Kommandant. „Und du, Michl, richt di zam; aber aus der Stuben darfst nicht.“

Während nun Wastl im Bauernhofe das Fuhrwerk besorgte, kleidete sich Michl an. Lenerl hatte ihm alles herbeigebracht. Sie war, wie die auf der Ofenbank sitzende, vor Schrecken zitternde Alte nicht imstande, ein Wort zu sprechen.

Der Bauer hatte auf Wastls Ansuchen das Fuhrwerk bereit gemacht. Neben und hinter Michl nahm je ein Gendarm Platz auf dem Wagen.

Als Michl von seiner Mutter Abschied nahm, schwammen seine Augen nach langer, langer Zeit wieder in Thränen.

„Verzeih mir's halt,“ sagte er leise unter Schluchzen.

Dem bucklichten Mädchen reichte er die Hand. Er sah die Weinende mit einem langen, schmerzlichen Blick an.

„Lenerl,“ sagte er, „verlaß mei' Muaterl nöd; i werd dir dankbarli sein mei' Lebta!“

Dann reichte er noch dem Federnwastl die Hand und drückte sie fest. Hierauf entfernte sich das Fuhrwerk in raschem Trabe.

„Mein Gott, mir is 's, als wär i nimmer da, bis er wieder kimmt,“ rief die Alte, ihm mit schmerzlichem Blicke nachschauend. „Und jetzt wär's so schö' gwen, so schö! I bin a recht an' elendis Leut!“

XI.

Die Folgen jenes nächtlichen Pascherangriffs sollten übrigens nicht durchgehends trauriger, sondern teilweise auch freudiger Art sein. So erhielt der Mautner von seiner obersten Behörde eine große Belobung und wurde in Anerkennung seiner Umsicht und Energie auf einen besseren Posten ganz in der Nähe von Passau unter Beförderung zum Zollverwalter versetzt. Zugleich empfing der alte Zollwart für sein braves Verhalten eine Belohnung in Geld, und da sich auch Loris Krankheit wieder zum Bessern wendete und ihre Genesung rasch vorwärts schritt, so war im Mauthause alles guter Dinge.

Auch Rudi schien in seiner neuen Stellung aushalten zu wollen, er kam hin und wieder an Feiertagen von Glöckelberg herüber, wobei er natürlich nicht versäumte, auch die hübsche Leinwandhändlerin in Reichenau zu besuchen. Die alte Mirl machte sich eine Freude daraus, ihren Liebling bei der Gredlbasl im schönsten Lichte hinzustellen, und was anfangs nur für Spaß und Neckerei galt, nahm allmählich eine ernstere Form an.

Am Michaelitage nahmen die Mautnersleute Abschied von der Neuen Welt. Lori konnte nicht umhin, auch zu Michls Mutter zu gehen, um sich von ihr zu verabschieden und sie zu trösten über die Gefangennahme des Sohnes. Daß sie selbst dazu die Veranlassung gegeben, wußte sie nicht.

Die alte Frau besprengte sie mit Weihbrunn und machte ihr das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn. Sie war sehr betrübt und in großer Sorge. Infolge des vielen Weinens waren ihre Augen noch schlechter geworden, und der Doktor von Waldkirchen sollte demnächst kommen, um eine Operation vorzunehmen, die möglicherweise ihr eines Auge wieder sehend machte, ihr aber auch für immer die Sehkraft nehmen konnte.

„Blind sei’ und so viel Wehthoa’ im Herzen haben, dös is a hart’s Los!“ sagte sie. „Heunt is ’n Michl sei’ Tag – i kann eam nix schicken als an’ Vaterunser und mein Segen.“

Lori tröstete die Alte nach Kräften und bat sie, ein kleines Beutelchen mit Geld, welches ihre Ersparnisse enthielt, anzunehmen, damit sie nach der Operation etwas zuzusetzen habe. Aber die Alte wehrte das Geschenk ab.

„An Geld faahlt’s mir nöd,“ sagte sie. „’s Lenerl hat ’n halbeten Flachs verkauft, und so glangt’s schon a Weilerl. Mei’, dös Deandl is ja mei’ Engerl! Lenerl, wo bist denn? Kimm, daß di d’ Mautner-Fraaln (Fräulein) siehgt.“

Lenerl, die soeben die Hennen gefüttert hatte, kam auf den Ruf der Alten herbei. Sie wußte noch nichts von Loris Besuch. Sie kannte dieselbe bisher nur vom Sehen, sie hatte immer mit Wohlgefallen nach ihr geblickt. Seitdem sie aber an Michls Krankenlager gewacht und so oft aus dem Munde des Fiebernden den Namen Lori vernommen, regte sich in ihr eine nicht zu bewältigende Eifersucht, denn sie hatte die verzehrende Leidenschaft des Burschen wohl erkannt. Als sie nun das schön gewachsene Mädchen mit dem lieblichen, wenn auch noch von krankhafter Blässe bedeckten Gesichte vor sich sah, da prallte sie unwillkürlich einige Schritte zurück. Ein Blick des Hasses entflammte ihren großen Augen, ihre kleine, verkrüppelte Gestalt richtete sich nach Möglichkeit empor, doch schon im nächsten Augenblicke füllten sich ihre Augen mit Thränen, denn sie mußte sich selbst eingestehen, daß sie neben Lori nur ein armes, verkrüppeltes Geschöpf sei, das Michl höchstens – bemitleiden konnte.

„Warum weinst du denn?“ fragte Lori gütig.

„’s Lenerl wird halt müad sei’,“ meinte die Alte. „’s arm’ Hascherl rackert si’ ja zam für mi den liaben langen Tag.“

„Na’, na’, Dod (Pate),“ erwiderte das Mädchen rasch, „’s Arbeten macht mir Freud. Aber i muaß halt grad an Michl denken, wenn der jetzt an meiner Stell wär – der Namenstag müaßt ’n gfreuen.“

Dabei schien sie Lori mit ihren Blicken durchbohren zu wollen, und ihr blasses Gesicht spielte in sichtlicher Erregung.

Loris Antlitz hatte sich bei Lenerls Worten mit einer plötzlichen Röte überzogen. Sie verstand die Anspielung gar wohl, und mit richtigem Verständnis erkannte sie sofort, was in dem Mädchen vorging.

„Wenn der Michl da wäre,“ sagte Lori in begütigendem Tone, so müßte ich ihm sagen, daß er trotz allem, was er gethan, ein wackerer Bursche ist. Er wird sich von seinen bösen Gefährten lossagen und ein besseres Leben anfangen. Und dann wird er vielleicht ein Mädchen lieben, das an ihn denkt, um ihn weint –“

Weiter konnte sie nicht sprechen. Lenerl hielt die Schürze vor die Augen und eilte hastig zur Thüre hinaus.

„Is jetzt ’s Deandl furtgrennt?“ fragte die alte Frau.

Lori bejahte.

„So, so,“ machte die Alte. „I bin zwar blind, aber i hon’s dennast dakennt, was in dem Deandl sein Herzen vürgeht. Mei’ liabe Zeit! Mi dabarmt dös G’schöpf. Was kann’s dafür, daß ’s verkrüppelt is und dennast a warm’s Herz hat! Sie wird daran sterben, an dera Liab – an’ andern Ausgang halt i nöd für mögli. Was is’s, wenn zruckkimmst? ’s Webern wird eam bald wieder zwida wern, sei’ Leben is halt der Wald und d’ Freiheit, und da is eam der Weg versperrt, drum sucht er ’n mit G’walt, und dös is sei’ Unglück.“

„Vielleicht vermag ich beizuhelfen, daß es anders wird,“ tröstete Lori. „Ich werde bei meinem künftigen Schwiegervater Fürsprache für ihn einlegen; vielleicht giebt er ihm eine Verwendung.“

„O, dös is a verlorne Müah!“ entgegnete die Alte. „Wißts denn nöd, daß 'n Första sei' Suhn mit 'n Michl Feind is, schon seit i 's denk. Und der Michl, i müaßt'n nöd kenna, der will 'n Ferdinand sein Vatan nix z' danken hab'n.“

„Geben wir die Hoffnung nicht auf!“ tröstete Lori, obwohl sie einsah, daß die Alte vollkommen die Wahrheit sprach.

Dann verabschiedete sie sich von Michls Mutter, indem sie den Wunsch aussprach, sie möchte sie bei ihrer nächsten Hierherkunft gesund und zufrieden wiedersehen. Unter den Segenwünschen der Alten entfernte sie sich dann.

Lenerl ließ sich nicht mehr blicken. Aber durch eine Spalte im Scheunenthor schaute sie der schönen und glücklichen Mautnerstochter lange nach. Dann setzte sie sich auf ein Bündel rohen Flachses und weinte über die Mißgestalt ihres Körpers. –

Der alte Forstmann hatte dem wiederversöhnten alten Kriegskameraden seinen Glückwunsch zur Beförderung und Versetzung in eine bessere Stellung durch eine Menge von sogenannten Liebesschimpfereien dargebracht.

„Mensch,“ sagte er, „dir lacht jetzt dein Glücksstern. Heute bist du Zollverwalter, morgen vielleicht schon Oberzollrat oder noch ein höheres Ding. Mensch, vergiß die Neue Welt nicht, in welcher zwar dein Kopf dunkel geblieben, aber dein Kakadu weiß geworden ist. Bleibe bescheiden in deinem neuen Amte, vergiß nicht unser Sibirien, das dir doch einen prächtigen Schwiegersohn gebracht, und komme zur Hochzeit unserer Kinder wieder herein in unser schönes Nest.“

Ferdinand war zu gleicher Zeit an das Forstamt zu Passau als Aktuar befördert und machte die Reise dahin gemeinsam mit dem Mautner und seiner Braut.

Es war ein prächtiger Herbsttag, als sie von dannen fuhren, von allen Bekannten aufs herzlichste verabschiedet, besonders aber von der alten Mirl, welche sich nicht entschließen konnte, noch in ihren alten Tagen die Heimat zu verlassen, sondern vorzog, bei ihrer Base, der Leinwandgredl von Reichenau, zu bleiben. –

Der Herbst nahte sich seinem Ende. Schon schlichen feuchte, Frost bringende Nebelmassen das Thal der Michl entlang und zogen langsam die tannendunklen Hänge des Gerbirges hinan; es wurde kälter, und der rauhe Wind, der aus Böhmens nachbarlicher Grenze herüberblies, ließ auf baldigen Schnee schließen. Die Armenseelenzeit war herangekommen, die Seelenwecken-Leut wanderten bettelnd von Hof zu Hof, und die Gräber auf den Friedhöfen von Neureichenau und Breitenberg wurden in der im Walde üblichen Weise mit grünen Tannenästlein, roten Vogelbeeren und gelben Totenblumen geschmückt.

Schon wenige Tage später sind sie mit frischem Schnee bedeckt, der in großen Flocken herniederfällt und die ganze Neue Welt in ein Winterkleid hüllt. Heftige Schneestürme machen die Wege ungangbar, und viele der hochgelegenen Einödhöfe sind vom menschlichen Verkehr auf lange Zeit abgeschlossen. Aber in den Häusern selbst herrscht das regste Leben. Das durch verschiedene Arbeiten erzeugte „Haar“ (Flachs) wird jetzt in der warmen Stube zu Garn gesponnen, die Nacht erhellt der in einem eisernen Dreifuß steckende Buchenspan, und für die Unterhaltung sorgen die eifrigen Spinner und Spinnerinnen selbst durch Gesänge und Erzählung von Sagmandeln (Märchen) und Schauergeschichten.

Im Hochwalde aber arbeiten die Scheiterhauer und Holzabfuhrleute, indem sie auf eigens zu diesem Zwecke hergestellten Bahnen das verarbeitete Holz zu Thal bringen.

Im Inhäusl der Frischin ging es nun freilich nicht so lebhaft her. Die beiden Frauen lebten still für sich, nur der Federnwastl kehrte öfters zu und half mit Rat und That.

Da brachte ein Ereignis Abwechslung und einige Aufregung in das Alltagsleben. Es war die Nachricht, daß der Pechhannes im Schnee verunglückt sei. Der Schlemmer verlegte sich im Winter darauf, Rehe zu Tode zu gehen, d. h. er verfolgte mit Schneereifen an den Füßen das

Tier so lange, bis es erschöpft zusammenbrach. Bei einer solch erbärmlichen Jagd traf es sich, daß er samt dem Reh in einer turmhohen Schneewehe verschwand und in derselben erstickte.

Gleich nach Weihnachten kam dann der Doktor von Waldkirchen am Frischenhäusl angefahren, um bei der alten Frau die Augenoperation vorzunehmen. Ob dieselbe wirklich geglückt, konnte die alte Infrau noch nicht ermessen. Der Arzt gab ihr jedoch alle Hoffnung, wenige Tage vor Dreikönig sollte die Binde von ihren Augen genommen werden, die Fenster der kleinen Stube waren mit Tüchern verhängt, um für die erste Zeit das Licht zu dämpfen.

Lenerl wartete mit Ungeduld auf den Arzt und lugte zwischen den Vorhängen zum Fenster hinaus, da sah sie einen Mann herankommen, der in Gang und Wesen Michl glich. Es überlief sie siedend heiß.

„Muaterl,“ rief sie, „wenn’s Gottswilln is, so sehg i unsern Michl kömma.“

„Narrisch,“ erwiderte die Alte, „sei’ Straf dauert ja bis auf d’ Fasten – du hast di halt verschaut.“

Aber Lenerls gute Augen hatten richtig gesehen, und als sich der Ankommende dem Häuschen näherte, da schrie sie: „Der Michl is ’s!“ und eilte zur Thür hinaus, den eben ins Haus Trehenden freudigst zu begrüßen.

„Wie geht’s ’n Muaterl?“ war Michls erste Frage, indem er dem Mädchen die Hand zum Gruße reichte.

„Guat,“ erwiderte dasselbe mit Thränen in den Augen. „Weilst nur du da bist, geht’s ihr gwiß wieder guat.“

„Michl?“ rief da die Alte bereits, „Michl, bist es wirkli? Mei’ liawe Frau? Was is dös für a freudige Überraschung!“

„Grüaß di Gott, Muaterl,“ sagte Michl, die beiden Hände der Mutter fassend. „Aber was is’s mit dein Aug?“

„Heunt is a Glückstag,“ sprach die Alte froh, „operiert bin i worn, und heunt soll mei’ Binden awakömma. Es wird si’ entscheiden, ob i wieder sehget werd oder nöd. Und daß i di z’ allererst wieder sehgn soll, dessell hab i mir nöd dawart.“

„Ja, Muaterl, da kimm i ja nacha grad recht, daß i mi freun kann mit dir. Wird’s ja dennast richti wern!“

„Also bleibst da, Michl? Is dei’ Straf schon aus?“ fragte die alte Frau.

„Aus is ’s und gar is ’s!“ entgegnete freudig der Sohn. „Zwoa Monat hams ma gschenkt, beim Küni selba hams ma d’ Gnad ausbitt, weil i halt dö Kassadiab ordentli trischakt hon. Aber es ham ma die vier Monat a schon glangt, dös Einspirrn is a zwidere Sach. Nöd umasonst hon i’s a so gfürcht.“

Nachdem er seine Kleider gewechselt und wieder in die Stube zurückgekehrt war, erzählten ihm die Alte und Lenerl abwechslungsweise, was sich während seiner Abwesenheit alles zugetragen, wobei des Abschiedsbesuches der Mautnerstochter von seiten der Alten ganz besonders erwähnt wurde.

Lenerl merkte wohl, wie Michl bei dieser Nachricht errötete, sein Auge aufleuchtete und sich seiner eine gewisse Erregung bemächtigte, als er erfuhr, daß schon am Dreikönigstage Loris Hochzeit in Breitenberg stattfinden sollte.

Die Ankunft des Arztes unterbrach das Gespräch. Der freundliche Mann ging sofort an die Arbeit, und langsam nahm er die Binde ab.

Lenerl lag auf den Knien, Michl blickte mit bebenden Lippen zum Kruzifix in der Stubenecke.

Da zeigte ein Freudenruf der alten Frau, daß die Operation geglückt, daß sie wieder sehe. Es war ein Augenblick der Freude, wie sie nur selten im menschlichen Leben vorkommen. Solche Augenblicke, vom Himmel geschickt, wiegen oft jahrelanges Leid auf und greifen tief und bildend in das menschliche Herz.

Unter Dankesthränen aller Anwesenden hatte sich der Arzt entfernt, nachdem er dem Mädchen noch genaue Verhaltensbefehle gegeben.

In Fragen und Antworten verging dieser glückselige Tag. Am andern Morgen aber richtete Michl seinen Webstuhl zurecht. Er hatte sich längst nach seiner Arbeit geseht. Fröhlich schutzte er das Weberschifflein hin und her, und Lenerl konnte sich nicht satt sehen an den schönen Rosen, welche er in das Madrastuch hineinwebte. Da sah ihr der Bursche oft in die großen freudestrahlenden Augen und es war ihm, als spräche aus ihnen der langersehnte Friede. – –

XII.

Am Tage vor dem Dreikönigsfeste kamen gegen die Mittagszeit die heiligen drei Könige durch den Schnee herangewatet und traten in die Stube des Frisch, um das sogenannte Dreikönigsingen vorzunehmen.

Die sogenannten Viehpatrone Leonhard und Wendelin sind in altbayerischen Landen die größten Volksliebtinge; dann aber kommen gleich die Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, denen zu Ehren das Landvolk einige Verse gedichtet hat, welche von den „Heilindreikünibuam“ von Haus zu Haus gesungen oder, besser gesagt, „geplärrt“ werden.⁷

Es sind dieses drei der Werktagsschule entwachsene Rangen, deren Hosen und Stiefel kernbayerisch sind, während die Obergewänder schon einen morgenländischen Anstrich zeigen. Zwei von ihnen tragen eine weißgewaschene „Pfoad“ (Hemd) über ihrer sonstigen Kleidung und sind mit roten Schärpen gegürtet. Des Mohrenkönigs Hemd aber ist schwarz und weiß gestreift, und sein Gesicht mit Ofenruß geschwärzt, während die Königsgesichter der andern mit Zimmermannsrötel so morgenländisch als möglich zurecht gemalt sind. Auf den Köpfen wackeln rote Papierkronen mit Halbmond, Kreuz und Zacken. Statt der „Heilindreikünirosse“ haben sie hagebuchene Knüppel in der Hand, und einer von ihnen trägt an einem Stabe einen Stern, welcher mittels einer Kurbel drehbar ist und auf diese Weise stärker glitzert.

Die lärmende Kinderwelt hüpfet und rennt mit den Königen von Haus zu Haus und lauscht mit immer neuer Lust dem ohrenzerreißenden Gesange:

Wir ziehen herein,
 Ganz schnell herein,
 Voll Perlein, Gold und Edelstein.
 Wir ziehen bald 'naus
 Beim ersten Thor:
 Derselbige Stern
 Steht auch schon davor,
 Derselbige Stern
 Der giebt uns klar Schein,
 Der leuchtet uns bis
 Nach Köllen am Rhein.
 Wir ziehen wohl hin
 Für Herodes sein Haus;
 Herodes schaut eben
 Zum Fenster heraus.
 Herodes spricht aus Übermut:
 „Kehrt ein ihr drei Herren,
 Und nehmet für gut!
 Kehrts ein, meine Herren,

⁷ Nach Josef Schlichts Bayerisch Land und Bayerisch Volk, welches Werk in kultureller Hinsicht hochbedeutsam ist. D. V.

Kehrts ein bei mir,
 Ich will euch geben
 Wein und Bier
 Ich will euch geben
 Stroh und Heu,
 Ich will euch halten
 Zehrungsfrei!“
 „Nein,“ sprach König Kaspar, „das thun wir nicht,
 Denn hier ist unser Bleiben nicht,
 Wir treiben den Stern
 Von unten herauf,
 Sind unser drei Brüder,
 Hören 's Singen jetzt auf.
 Wo liegen denn die hl. drei König begraben?
 Zu Köllen am Rhein, da kann man's erfragen.“

Mit höfischem Zeremoniell haben diese drei Königsweisen nichts zu schaffen. Die unglaubliche Einfalt und Gutmütigkeit des Volkes weiß sogar dem finstern Henker von Bethlehem, dem König Herodes, noch eine gutmütige Seite abzugewinnen, indem sie ihn beim Antritt der morgenländischen Könige in Hemdärmeln und eine Pfeife im Mund zum Fenster heraus schauen läßt, die ankommenden Morgenländer herzlich zum Zuspruch einladend, und noch dazu zechfrei! Dieses wahrscheinlich, weil ein uralter Reim sagt:

Die heilin drei Küni mit ihrem Stern,
 Die essen und trinken und zahlen nit gern.

Diese heiligen drei Könige stehen gerade in den Flegeljahren, und der schwarze Melchior ist in der Regel der größte Schlingel des ganzen Dorfes, der dem nachstürmenden Kindertroß oft seine ebenso unköniglichen als fratzenhaften Grimassen schneidet oder sich auch gelegentlich mit ihm herumrauft.

Nachdem sie beschenkt und bewirtet worden, singen sie dem Herrn des Hauses und seiner Familie das neue Jahr an:

Was wünschen mer dem Herrn
 Zum neuen Jahr?
 Und was mer ihm wünschen,
 Das wird ihm sein wahr!
 Wir wollen ihm wünschen
 An' goldenen Tisch
 Und auf jedem Eck
 An' bratna Fisch;
 Und drinn in der Mitt'
 A Kandel voll Wein,
 Die heilin drei König,
 Die schenken schon ein.

Was wünschen mer der Frau
 Zum neuen Jahr?
 Und was mer ihr wünschen,
 Das wird ihr sein wahr!
 Wir wollen ihr wünschen
 A Wiegerl vürs Bett,
 Damit da die Frau glei
 Ihr Kinderl drein legt.

Was wünschen mer dem Kinderl
 Zum neuen Jahr!
 Und was mer ihm wünschen
 Das wird ihm sein wahr!
 Wir wollen ihm wünschen
 An' goldenen Wagen,
 Damit daß dös Kinderl
 In Himmel kann fahren.

Zuletzt überwerfen sich die drei Weisen noch. Warum das geschieht, weiß man eigentlich nicht, aber sie disputieren auf folgende Weise:

Kaspar: König Kaspar bin ich genannt.
 Balthasar: Was, du bist König Kaspar aus Morgenland?
 Melchior: So reich mir deine rechte Hand!
 Kaspar: Meine rechte Hand reich ich dir nicht,
 Du bist ein Mohr, dir traue ich nicht!

Der Mohr erhebt den Stock gegen seinen königlichen Bruder Kaspar, aber Balthasar legt sich ins Mittel, und friedlich verlassen sie dann das Haus, um die Nachbarn in gleicher Weise zu ergötzen.

Schon während des Singens fiel der Mohrenkönig dem auf dem Webstuhl sitzenden Michl besonders auf. Er war um einen Kopf größer als die beiden anderen königlichen Herren, und die Stimme schien ihm bekannt zu sein. Dabei lachte er Michl fortwährend an.

Aber Michl, soviel er sich auch besann, vermochte den Mohren doch nicht zu erkennen. Lenerl, die eben den Mittagstisch zurecht gerichtet hatte, fragte jetzt:

„Mögts an' Totsch und a saure Suppen? Setzts enk her an Tisch!“

Da entgegnete der Morgenländer echt walderisch:

„Her mit 'n Totsch und der Suppen! Da lebn ma ja, wei Gott in Frankreich! Ja, Michl, kennst mi denn wirkli nöd?“

„Sollts mögli sei“, verwunderte sich jetzt der Angeredete, „Rudi, gel, du bist es?“

„Ja, Michl, dir z'liab is 's geschehgn“, antwortete Rudi. „Um dir und drent in Reichenau der Leinwandgredl a Freud z' machen, hab i draußen an der Klafferstraß 'n Mohrenkönig abg'löst, denn du darfst es glauben, wie i g'hört hab, daß dir dei' Straf is nachlassen worn, hab i mi so königlich gfreut, daß i als König zu dir komma wollt, und jetzt gieb mir dei' Hand – grüß di Gott in der Hoamat!“

Alle Anwesenden lachten über den Einfall des jungen Mannes. Michl aber sagte:

„Jetzt hon i gmoant, du arbetst drent auf drent auf Glöckelberg, dierweil machst in der Neuen Welt wieder reden von deine Stroach, und da solln di d' Leut koan Flanken hoafen!“

„Es hat alles seinen Grund“, sagte Rudi in heiterster Laune. „I hab Urlaub von mein Prinzpal, weil morgn am Dreikönigstag in Breitenberg d' Hochzeit is von meiner Schwester; da muaß i doch auch dabei sein. Sie kommt heunt mit 'n Vater von Passau. Und woäß“, fügte er leise hinzu, „d' Gredl von Reichenau, die hat die Dummheiten und 's Komödienspieln gern, der will i a Freud machen und 'n Mirl, die bei ihr wohnt. Und die muaß nacha ihren Senf dazua geben, daß mi d' Gredl vielleicht zum Hochzeiter nimmt.“

„Dös is a bsundere Frei“, erwiderte Michl, ihn kopfschüttelnd von der Seite betrachtend. „I moan, es is gscheita, du wascht di ab und gehst zu ihr als gsetzter Mensch.“

„Na', i probier's a so“, versetzte Rudi, „und du sollst es sofort hörn, wie's ganga hat. Z'erst aber geh i mit dene zwoa dort – die Ruachen ham jetzt den ganzen Totsch zamgessen – extra auffi ins Forsthaus, dort kennens mi nöd, und es giebt nacha bei der Hochzet was z' lachen. Also auf, Kaspar und Balthasar, singa ma 's Neujahr an!“

Dies geschah sofort und schloß mit dem üblichen Disput. Dann zogen sie fort, ins Forsthaus hinauf.

Auch dort war eben Mittag gemacht, und der alte Forstmann saß mit seinem Sohne, der seit wenigen Tagen zur Hochzeit gekommen, bereits an dem mit weißem Linnen gedeckten Tische, als die drei Könige unter heftigem Hundegebell in die Stube traten, um ihren Gesang zu beginnen. Der alte Herr war über diese Störung so ärgerlich, daß er die Hundspeitsche ergriff und die drei Weisen samt ihrem Stern zur Thür hinausjagte. Die Dackeln (Dachshunde) bellten ihnen nach und suchten sie in den Waden zu kneifen, so daß sie unter lautem Geschrei entflohen. Nur Rudi blieb.

„Schwager, kennst mi nöd, i bin ja der Rudi,“ sagte er zu Ferdinand.

„Was?“ rief dieser höchst erstaunt. „Da muß i ja gleich auch nach der Hundspeitschen greifen. Schämst du dich nicht, mit den Gassenbuben herumzulaufen? Augenblicklich giebst du die Dummheiten auf. Ich will nicht, daß sich mein Schwager in solcher Weise lächerlich macht.“

„Aber es is ja bloß a Gspaß, a Vorspiel zum Polterabend,“ begütigte Rudi. „I hab noch an’ Gang, nachher werd i wieder gscheit. Du bist übrigens a rechta – rechta – I werd mi b’sinna, ob i dir auf d’ Hochzet geh.“

„Die Ehr wär zum Verschmerzen,“ meinte Ferdinand kühl und schlug die Thür hinter dem Abgehenden zu.

Etwas nachdenkend geworden, kam der Mohr eine halbe Stunde später mit seinen beiden Gefährten bei dem Hause der schönen Leinwandhändlerin an. Die ganze Dorfjugend rannte hinterdrein und bewarf die Könige mit Schneebällen, die ihrerseits dieses Bombardement erwiderten. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß einer der Gassenbuben das Fenster in Gredls Wohnstube einwarf, so daß die Scheiben klirrend zu Boden fielen.

Gleich einer strafenden Furie erschien Gredl an der Thür, und als sie jetzt die Weisen aus dem Morgenlande sah, die Ursache des eingeworfenen Fensters, dessen Abgang mitten im Winter und in Ermangelung eines Ortsglases doppelt fühlbar war, da zeterte sie ganz abscheulich auf die „Vagabunden“ und ging mit dem Ellenstabe gerade auf den größten der drei Könige zu, indem sie rief:

„Du schwarza Gischpel, bist so groß und no’ so dumm! Woaßt du nix anders, als mit die Buama schneeballn und mir d’ Fenster einz’werfa? Wart, i lern dir’s, du schwarzer Tuifi, du!“

Und ehe er sich’s versah, hatte die Elle mit seinem königlichen Rücken Bekanntschaft gemacht.

Unter so eigentümlichen Umständen fand es Rudi für besser, unerkannt zu bleiben, die Flucht zu ergreifen und ohne Aufenthalt zum Wirtshaus an der Klafferstraße zurückzueilen, wohin ihm die beiden andern Könige, zankend über die versäumte Zeit, nachfolgten. Dort angekommen, wusch Rudi den Mohren von sich ab und ging dann in etwas verdüsterter Stimmung wieder zu Michl.

Ihm erzählte er sein Mißgeschick im Forsthaue und bei der Gredl, was ihm statt der erwarteten Teilnahme nur ein helles Gelächter eintrug.

Rudi meinte, was sich in Reichenau zugetragen, könne er leicht verschmerzen, aber das Benehmen Ferdinands wolle er nicht so leicht hinnehmen. Er erging sich in harten Reden über diesen und konnte gar nicht begreifen, wie seine Schwester an dem jungen Manne so großen Gefallen finden mochte. Er erwähnte dabei so ganz zufällig bei Aufzählung alles dessen, was ihm an dem künftigen Schwager mißfiel, auch, daß Ferdinand es gewesen, dem Michl seine Arretierung zu danken hatte.

Bei dieser Nachricht fuhr Michl wie umgewandelt auf.

„Is denn der Mensch mei’ lebendigs Unglück?“ rief er wütend. „Mit dem wenn i zamtriff, is’s mei’ Unglück, aber aa dös sei’! Mit dem red i no’ a Wörtl.“

„Ja,“ pflichtete Rudi bei, „hau eam a Paar auffi, daß er an die denkt, dös schad’t eam gar nöd. Mir mit der Hundspeitschen drohn, sein Schwager!“

Da weder Michls Mutter, noch Lenerl anwesend waren, so überließ sich derselbe ganz seiner leidenschaftlichen Erregung. Neid, Eifersucht, Ärger und Haß machten sein Herz erbeben, und alle die guten Vorsätze waren plötzlich verfliegen.

„Wann roast er?“ fragte er Rudi.

„Glei morg'n nach der Hochzeit,“ berichtete der Gefragte. „Heunt gen d' Nacht zua geht er eini auf Breitenberg, um der Lori Grüaß Gott z' sagen.“

„Und bleibt er lang drin?“

„Bis Mitternacht gwiß. Aber Michl, ans Leben därfst eam nöd! A Paar einihauen, daß er 's gspürt, dös is gnua.“

„Wie 's kimmt!“ entgegnete Michl. „Mei' Wuat muaß i auslassen, wenn i nöd z' Grund gehn will.“

„Und für mi giebst eam extra oane,“ sagte Rudi. „I geh jetzt nach Breitenberg, um nachz'schaun, ob d' Zimmer für meine Leut g'heizt san. Also d' Hand drauf: nöd gefährli und zum gspürn!“

Michl machte nur eine entlassende Gebärde und Rudi ging.

Kaum hatte sich die Thür hinter demselben geschlossen, so holte Michl seine Büchse und das Ladzeug herbei und mit dem Eingreifen desselben fühlte er sich wieder als ein ganz anderer Mensch. Blitzartig schweiften seine Gedanken hinauf zum Dreisessel und zur Felswand am düstern See, an welchem er am Jakobitag in fürchterlicher Erregung geweilt und wo er deutlich die Stimmen der in den See verbannten Geister zu hören glaubte: „Alles is do! Alles is do! Nur der Michl geht o'.“

Auch damals war sein Herz erfüllt von Haß und Rachedgedanken gegen den Widersacher seines Glückes. Sinnend stand er lange, auf das Gewehr gestützt, am kleinen Fenster und blickte hinaus in das wirbelnde Schneegestöber.

Da fühlte er, wie eine weiche Hand ihm den Stutzen wegzunehmen suchte. Erschrocken blickte er um und sah Lenerl neben sich stehen, die mit einer Hand das Gewehr fassend, mit der andern nach der Kammerthür zeigend, mit freundlichem Lächeln sagte:

„'s Muaterl will di, Michl, 's Muaterl braucht di,“ fügte sie mit einem vielsagenden Blick auf die Schußwaffe bei.

Michl errötete. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Ja, ja, 's Muaterl braucht mi,“ sagte er nickend; „du hast recht, Deandl. Und du brauchst mi aa, denn du bist kränkli und brauchst a Rast. Da, nimm die Büchsen und thua's hin, wo 's d' willst. Aber a Paar Watschen kriegt er dennast.“

Die Alte hatte ihren Sohn in verschiedenen Angelegenheiten zu sprechen gewünscht. Sie bat ihn, dafür zu sorgen, daß das Dreikönigsräuchern und das Ankreiden der Thüren richtig vor sich gehe.

Am Vorabend des Festes der heiligen drei Könige wird nämlich in Stube, Kammer, Küche, Stallung, kurz, im ganzen Hause geräuchert und „o'gschriem“ (angeschrieben), d. h. die Räume werden mit geweihtem Rauche durchräuchert und an die Thüren der Stuben und Kammern die Jahreszahl und die durch Kreuze getrennten Anfangsbuchstaben der Heiligen mit Kreide geschrieben, wie beistehend verzeichnet:

18 C + M + B + 33

Michl versprach, das gegen Abend zu besorgen. Er wollte vorher noch seinen Webstuhl zurecht richten.

Es waren nur wenige Stunden verflossen seit Rudis Weggang, als dieser abermals erschien. Er war in Breitenberg gewesen und dort nicht wenig überrascht worden. Vater und Schwester, die er erst abends erwartet hatte, waren schon angekommen, hatten ihn herzlich begrüßt und sich über sein gutes Aussehen gefreut. Er verschwieg natürlich vorerst seine heutigen Abenteuer, aber sobald er mit der Schwester allein war, beklagte er sich bitter über ihren Bräutigam, wobei er auch außer der üblen Behandlung von heute sich in bitteren Vorwürfen über denselben erging, weil er die nachträgliche Verhaftung Michls veranlaßt hatte. Lori aber

suchte ihn zu besänftigen, indem sie ihm versicherte, Ferdinand sei ein herzensguter Mensch und ein Mann von Charakter, dabei voll männlichen Mutes. Sie überzeugte ihn, daß Ferdinand, einmal von Michls schlimmem Thun unterrichtet, nur gesetzmäßig gehandelt, indem er sich sonst zum Mitschuldigen einer Verbrecherbande gemacht, wie er aber durch seine Aussagen vor Gericht auch zur schnelleren Befreiung Michls beigetragen habe.

Rudi kam sich, nachdem er den Sachverhalt in richtigem Lichte erkannt, fürchterlich verächtlich vor. Auf seine Veranlassung hin sollte dem Bräutigam seiner Schwester Schlimmes widerfahren! Er fühlte, wenn das geschehen, könne er Lori nie wieder mit frohem Gewissen unter die Augen treten. Aber was thun? Er selbst hatte das Übel angestiftet, er hatte Michls Haß geschürt und er wußte wohl, wenn letzterer sich etwas fest vorgenommen, war er nicht wieder davon abzubringen. Rudi war daher vollkommen ratlos.

In heller Verzweiflung entfernte er sich vom Posthause in Breitenberg und in seiner Angst kamen ihm die abenteuerlichsten Gedanken. Er hatte heute schon so viel Komödie gespielt, er konnte noch mehr thun, er konnte sich in Ferdinands Kleider stecken und für ihn die Schläge empfangen. Vorerst wollte er aber nach Möglichkeit sorgen, daß die Sache ziemlich glimpflich abgehe.

„Michl,“ sagte er, als er bei diesem wieder eintrat, „i hab’s jetzt genau heraus, wann der Ferdinand nach Breitenberg geht. Aber versprich mir ’s, daß d’ nöd z’ grob mit eam bist; i moanet, oa’ Watschen reichet grad aus. Vergreifst die mehr an eam, so wirst halt wieder eingesperrt und du bist der Gstrafte.“

„Du hast recht,“ sagte der Freund; „i därf mei’ alte Muatta nimmer so lang alloa’ lassen. Einverstanden, a gehörige hinter d’ Ohren, dös wird mein Ärger lindern.“

„Aber i bitt di, ja nöd z’ grob!“ mahnte Rudi. „Er geht so im Zwielight, sag’n ma, um a fünfe, von der Försterei furt, ’n Rockkragen hat er auffgeschlagen und an’ grean Huat mit an’ Spielhahnstoß hat er auf. A Büchsen oder an’ Knicker hat er nöd bei sich.“

„Aber woher woäßt denn du dös so genau?“ unterbrach ihn Michl.

„I woäß ’s halt,“ gab Rudi ausweichend zur Antwort. „Also gieb mir d’ Hand drauf: nöd mehr als oa Watschen und nöd z’ grob.“

„So viel i kenn, wär ’s dir lieber, wenn eam gar nix g’schehet heunt,“ meinte Michl. „No’, es muaß aa nöd grad heunt sei’; i triff ’n schon a anders Mal.“

„Du moanst, wenn er verheirat is? Denk doch an d’ Lori, was di für an’ Jammer hätt.“

„An d’ Lori?“

Wieder schoß ein wilder Blick aus seinen Augen.

„Und no’ was!“ sagte Rudi. „Wenn der Ferdinand sei’ Watschen hat, nacha laufst glei davon, gibst di nöd weiter mit eam ab! Versprichst mir dös?“

„Was i dir aber heunt alles versprechen muaß!“ versetzte Michl ärgerlich. Aber Rudi sah ihn so bittend an, daß Michl beinahe lachen mußte und er versprach: „No’, in Gottsnam, i versprech’s, obwohl ’s Davonlaufen grad nöd mei’ Sach is. I werd’s ja sehgn.“

Rudi hatte sich entfernt, sich im Geiste nur mit dem Opfer beschäftigend, das er in seiner gutmütigen Weise für Ferdinand und damit auch für seine Schwester bringen wollte. Dadurch wollte er auch den ihm so oft gemachten Vorwurf der Feigheit ein- für allemal Lügen strafen. Da er wußte, daß Ferdinand bereits von der Ankunft seiner Braut in Kenntnis gesetzt sei, so zweifelte er nicht, daß dieser vielleicht schon jetzt bei ihr in Breitenberg sei, und er zog es also vor, im Wirtshaus zur Klafferstraß die verhängnisvolle Stunde abzuwarten und sich da seinen erworbenen Kenntnissen aus der Komödiantenzeit gemäß als Ferdinand zu kleiden.

* * *

Michl war mit Umgehung des Klafferstraßenwirtshauses nach Breitenberg gegangen. Kurz vor dem Orte fuhr ihm ein Schlitten vor, in welchem der Revierförster mit seinem Sohne saß.

Unwillkürlich zog er den Hut. Die Insassen des Wagens erkannten ihn. Der Forstmann ließ halten und rief Michl zum Schlitten heran. In einer Michl gegenüber ganz ungewohnt freundlichen Weise sagte er:

„Frisch, komm dann auf die Post zu mir; ich hab dir eine Mitteilung zu machen.“

Michl erschrak sichtlich.

„Du brauchst nicht zu erschrecken,“ sagte jetzt Ferdinand ebenfalls in freundlichem Tone. „Es ist eine gute Nachricht.“

Michl entgegnete verhofft und dabei doch mißtrauisch, daß er dem Befehle Folge leisten werde.

Der Schlitten fuhr von dannen. Verblüfft blickte ihm Michl nach. Sollte er wegen früherer Wilderei zur Rechenschaft gezogen werden? Sollte er das Glück, das ihm die Heimat seit ein paar Tagen bot, schon wieder entbehren müssen? Was müßte das für ein neuer Kummer für die kranke Mutter, für Lenerl sein, die ihm beide nur Liebes und Gutes thaten, für letztere, die ihm zugethan wie eine Schwester! Wie leuchteten plötzlich des armen Mädchens große, mild blickende Augen vor ihm! Diese Augen ließen die verkrüppelte Gestalt der Ärmsten fast vergessen. Sie war der gute Engel in seinem kleinen und doch so trauten Heim, und hätte er plötzlich die Wahl gehabt, ein reicher Mann zu werden unter der Bedingung, sein Heim mit Mutter und Lenerl dafür zu lassen, er hätte sich keinen Augenblick besonnen, hätte auf alle Reichtümer, die doch von jeher sein höchstes Wünschen waren, verzichtet und dem wirklichen Glück im trauten, wenn auch ärmlichen Heim sich zugewendet.

Unter solchen Gedanken war auch sein Gemüt ruhiger geworden und an eine Rache gegenüber Ferdinand dachte sein Herz jetzt nicht mehr. Ein einziges freundliches Wort von diesem hatte jahrelangen Groll wie Nebel verflüchtigt. Die bittersten Feinde bedürfen ja oft nur eines warmen Blickes, eines freundlichen Wortes, um sich auszusöhnen.

Wie träumend erreichte Michl den prächtig gelegenen Ort. Er kaufte sich zuerst an der Kirchenthür Weihrauch und Kreide, hörte die Vesper mit einer ihm sonst ungewohnten, weichen Regung an und begab sich dann auf die Post, wo er nach dem Herrn Revierförster fragte. Er ward ins Herrenzimmer beschieden und erschrak nicht wenig, hier außer dem alten Forstmann auch Lori, deren Bräutigam und Vater zu treffen.

Er sah Lori seit jenem Überfall im Mauthause zum erstenmal wieder. Er fühlte, wie sein Gesicht errötete, er sah aber auch, wie dasselbe bei dem Mädchen der Fall war, das ihn mit seinen schönen sanften Augen freundlich ansah und ihm die Hand reichend sagte:

„Grüß dich Gott, Michl!“

Waren das nicht Lenerls Augen? Hatte diese nicht erst vor einer Stunde ebenso nach ihm geblickt?

Der alte Forstmann endete Michls sichtliche Verlegenheit, indem er sagte:

„Mein Ferdinand hat beim k. Forstamte in Passau bewirkt, daß du als Jagd- und Holzaufseher im Dreisessel-Revier angestellt wirst, wenn dir eine solche Stelle, die dich und deine Familie wohl nährt und wobei du dir nebenbei durch deine Weberei auch etwas verdienen kannst, passend sein sollte. Nun, was sagst? So sind die gebratenen Tauben noch nie herumgeflogen in der Neuen Welt, meinst du nicht auch?“

„Da bin ich wie r aus die Wolken gfalln!“ erwiderte Michl. Das war alles, was er hervorbrachte.

Ferdinand, den Michl bisher für seinen schlimmsten Feind gehalten, der hatte das für ihn gethan, hatte ihm trotz allem, was vorgefallen, zu einer Stelle verholfen, die ihm gestattete, ganz seiner Neigung gemäß und „ehrlich“ sein Brod zu verdienen! Von nun an hatte er nicht mehr nötig, bei finsterner Nacht auch Schleichwegen seine geliebten Wälder zu durchstreifen, er durfte frei und offen die Büchse tragen, ein ehrlicher Mann.

Das war mehr, als er fassen konnte.

„Der Ferdinand hat si' um mi angnommen?“ fragte er jetzt noch halb ungläubig.

„Warum nicht?“ versetzte dieser. „Ich hab dich zwar schon als Bub nicht leiden können, weil du mir immer den ersten Preis hast streitig machen wollen, und später sind wir uns auch öfters im Wege umgegangen,“ setzte er lächelnd hinzu, „aber sei überzeugt, der Schuß im Mauthause wäre unterblieben, wenn ich gewußt hätte, wie brav du dich dort benommen.“

„Ja, ja,“ rief jetzt der Mautner dazwischen, „er war ein Held, der Michl – allen Respekt!“

„Nun, was geschehen, ist nicht mehr zu ändern,“ fuhr Ferdinand fort, „aber manches ist gut zu machen. Du hast deine Strafe erlitten, und es ist abgethan. Meine Braut hat für dich ein Gnadengesuch beim König eingereicht, und du erhieltst zwei Monate deiner Strafzeit geschenkt.“

„D’ Fräuln Lori hat dös tho?“ fragte Michl, und jetzt füllten sich seine Augen mit Thränen. „Vergelt’s Gott!“ rief er ihr zu. Er war so bewegt, daß er weiter nichts hervorbringen konnte.

„Nun, und ich habe auf Bitte meiner lieben Braut, der du durch die Wundsalbe das Leben gerettet hast, beim Forstamte die soeben erledigte Stelle für dich zugesagt erhalten, insofern mein Vater nichts dagegen einzuwenden hat,“ versetzte Ferdinand.

„Ich wende nichts ein,“ sagte der Revierförster. „Paßt es dir, so komme übermorgen zu mir auf die Kanzlei, da verpflichte ich dich, und damit Punktum. Und ich will nicht weiter forschen – selbst die Bärenpratzen von dem Bären, der voriges Jahr am Dreisessel geschossen worden, kannst du an deine Hausthür nageln, und will’s das Glück, daß du als berechtigter Jäger einen Petz durch den Wald brummen hörst, so garantier’ ich dir ein doppeltes Schußgeld. Sei ruhig, sag nichts – und jetzt geh heim zu deiner Mutter und grüß mir’s schön, sag ihr, ich habe mich recht gefreut darüber, daß die Operation so glücklich ausgefallen ist.“

„Und auch von mir grüße sie,“ sagte Lori, „und das herzige Lenerl dazu, das arme Kind, das soviel um dich geweint hat.“

„Ja, ja, dös arme Kind?“ wiederholte Michl. „I kann nix sagn, als Vergelt’s Gott! Und jetzt muß i gehn, sunnst kommt mir’s Flenna. I bin so viel Guatthat auf amal nöd gewöhnt. Verzeihns, pfüat Gott und Glück und Segen zum nuin Hausstand!“

Michl entfernte sich. Er kam sich wie betäubt vor, so daß er die soeben ins Haus tretende, ihre frühere Herrschaft besuchende alte Mirl fast umrannte. –

Der Wirt von der Klafferstraß stand vor der Thür seines Hauses, als Michl vorübereilte. Er lud ihn zur Einkehr ein, aber den Burschen drängte es, daheim sein Glück zu verkünden. Erst, als ihm der Wirt mitteilte, daß Rudi in sichtlicher Erregung das Haus verlassen und mehrmals gefragt habe, ob Michl nicht vorübergegangen, und daß er ihn offenbar gesucht, entschloß er sich, kurze Zeit zu verweilen und abzuwarten, ob der Freund zurückkehren würde.

Als Michl in die Gaststube trat, fand er in derselben Gredl, die junge Leinwandhändlerin, welche ihre Base, die alte Mirl, hier erwartete.

Gredl saß sinnend auf der Fensterbank.

„Warum bist denn so trauri?“ fragte Michl das Mädchen. „Reu’n die leicht dö Schläg, die ’s d’ heunt ’n Mohrenküni geb’n hast? Den hast schö’ zamg’richt!“

„Hat er was gsagt zu dir?“ fragte Gredl. „Wie kann i denken, daß der Rudi solche Stroach macht!“

„Du hast ja gsagt, du möchst ’n als Komödianten sehgn,“ entgegnete Michl. „In sam Godika⁸ hat er gmoant, was d’ für an’ Spaß hast, dierweil hast ’n gstrixt.“

„Er wird ma’s ja dennast verzeihn?“ fragte Gredl ganz weinerlich. „Der Wirt moant, er sollt bald wieder kömma. Wo er nur hin is? Es geht schon auf fünfe.“

„Auf fünfe?“

Blitzartig schoß ein Gedanke durch Michls Kopf.

„Woäß der Rudi, daß der Forsta und sei’ Suhn auf Breitenberg gfahrn san?“ fragte er den eben eintretenden Wirt.

⁸ In sam Godika = in seiner Einbildung. Diese Redensart ist in der Gerichten Wegscheid und Grafenau zu Hause. Die Abstammung dieses Wortes wird verschieden herzuleiten gesucht. Vgl. A. Schmellers Bayerisches Wörterbuch, Band I, Seite 1225.

„Freili woäß er 's,“ entgegnete dieser. „Er hat 's ja vorbeifahrn sehgn, wie er mir sei' Load klagt hat z'wegen do Strixen.“

Ein schelmischer Seitenblick streifte Gredl.

„Hör auf; du machst mir mei' Herz schwaar!“ rief die Leinwandhändlerin.

„Was hat denn der Rudi an?“ examinierte Michl den Wirt weiter.

„An' grean Huat mit an' Spielhahnstoß und an' Pelzrock mit an' hoh'n Krag'n.“

„Hellseiten!“ rief Michl aufspringend, „so kann's nöd anders sein: der Rudi wart' in dem Augenblick auf a zwoate Tracht Prügel ob'n in der Hohlgassen. Der guat Dalk opfert si' für sein Schwager. Was macht der für Dummheiten! Wer sollt so was glaub'n?“

Und er erzählte seine heutige Unterredung mit Rudi und wie dieser, zu besserer Einsicht gekommen, die seinem Schwager zgedachten Prügel nun selbst in Empfang nehmen wolle.

„Iatzt sagts mir no'amal, es gebet koane guaten Leut mehr!“ rief der Wirt gerührt. „Und so oan' nennens an' Flanken!“

„Recht hast, Wirt!“ rief Gredl. „Der Rudi hat an' edels Herz. Aber der arm Mensch dafriert ja in der Hohlgassen, während er auf 'n Michl seine Prügel wart'.“

„Da kann er lang warten,“ sagte der letztere. „I bin durch 'n Ferdinand ang'stellt worn als Jagdaufseher, da prügelt si' nix mehr. Woäßt was, Gredl? Geh du außi und erlös' 'n aus sein kalten Fegfeuer. Dös wird eam a Pflaster sei' auf seine Schläg.“

„Ja, dös thuast!“ rief der Wirt. „Därfst eam scho' was z'liab thoa'. Er is ja rein z'wegn deina so ordentli und fleißi worn. Z' Glöckelberg ham's 'n recht gern; er macht si' recht guat in der Buachhaltung, sagt sei' Herr. Brauchst du koan Buachhalter? An' bessern wie r 'n Rudi kannst gar nöd finden.“

„Staad bist!“ wehrte Gredl. „Aber is's, wie's mag, 'n Rudi muaß ma' dalösen von dera Kältn. I folg enk und hol 'n auffa. Michl, du gehst mit mir, und du, Wirt, richt'st dierweil an' Glühwein her, daß er si' wärma kann.“

Sie nahm ihr warmes Tuch um den Kopf und eilte mit Michl dem Hohlweg zu. Dort harrte in der That Rudi seines Freundes. So oft er etwas zu hören glaubte, trat er in die Lichtung hervor; fest eingehüllt in seine Kleider, den Hut tief in die Stirn gedrückt, so war er schon ein halbes Dutzend Mal auf die Täuschung seines Freundes ausgegangen, und als er nu die beiden nahen hörte, trat er zum siebenten Male seinen Leidensweg an. Diesesmal sollte es nicht wieder vergebens sein. Er sah weder rechts noch links, sondern ging blindlings dem Feinde entgegen. So bemerkte er nicht, daß dem Burschen noch jemand zur Seite ging.

„Halt!“ donnerte ihn Michl an, „dei' letzte Stund hat g'schlagen!“

Rudi steckte den Kopf in den Kragen und erwartete die besprochene Watschen.

„Der Dalk lasset si' wirkli daschlag'n und rühret si' gar nös,“ sagte Gredl gerührt. Dann wandte sie sich zu Rudi und rief: „Schau auf, Rudi! I bin ja da, d' Gredl!“

„Du?“ fragte Rudi, überrascht den Kopf erhebend.

„Und der Michl?“ fragte er dann.

„Der is aa da,“ antwortete dieser. „Aber d' Komödie is anders ganga, als 's ausmacht is worn. Statt ara Watschn, glaub i, kriegst a Hochzeiterin –“

„Red nöd so gscheit daher!“ unterbrach ihn Gredl. Dann fragte sie Rudi: „Thean dir d' Strixen von heunt mittag no' weh? Kannst mir's verzeih'n?“

Jetzt fühlte sich Rudi wieder, und schnell gefaßt sagte er: „Nur, wennst mir was dafür schenkst.“

„Kimm nur,“ sagte Gredl. „A warmer Tiroler Wein is scho' auftischt beim Wirt drunten.“

„I möcht was Bessers,“ versetzte Rudi, „was Süaßers.“

„So kriegst an' Muskateller.“

„Ganz was anders!“ rief Rudi. „An' Schmatz (Kuß) muaß ma geb'n, ehnda geh i nöd vom Fleck.“

„Nacha dafrierst!“ lachte Gredl.

„Von mir aus!“ entgegnete Rudi trotzig.

„Aber Mensch, bist denn du zu allem fähi?“ rief das Mädchen. „Z’erst lasset er si’ daschlag’n, nacha wollt’ er dafrieren wegn an’ Schmatz. I fürchtet mi rein Sünden, wenn i zu dera Dummheit beihelfet; mag’s sein! Da – da hast oan!“

Es waren ihrer wohl mehrere. Als sie sich endlich von ihm gerissen, gingen beide schweigend nebeneinander her. Manchmal rann eine Thräne über des Mädchens Wangen.

„No’, hat’s enk jetzt alle zwoa d’ Red verschlag’n?“ meinte Michl endlich, der nebenher ging.

„Sei staad!“ sagte Gredl. „Du bist a Flank, und der Rudi is a Flank; aber alle zwoa sei’s kreuzbrave Buam. I wüßt mir koan bessern Mo’ in der neuen und alten Welt, als ’n Rudi. Magst mi, so hast mi!“

Rudi jauchzte vor Freude laut auf. Es folgte dann ein kleiner Verlobungstrunk, dem auch das inzwischen angekommene Mirl mit inniger Freude anwohnte.

„Ruderl,“ sagte sie, „dir is’s schlecht gnua ganga, aba du siehst, es hängt nöd allweil auf oa Seiten. Oamal muaß ’s Glück kömma – bei dir is ’s kömma – i sehg di scho’ im Geist als ’n reichsten Verleger in der neuen Welt –“

„Sag liaba, als mei’ bravs Mannl,“ unterbrach sie Gredl, „und bei mir wird er sei’ elendige Vergangenheit bald vergessen.“

Auch Michl freute sich über das Glück des treuen Freundes. Wohl kam ihm dabei der Gedanke, wie schön es auch für in sein müßte, sich ein Heim gründen zu können, aber diejenige, die es ihm angethan, glich dem soeben vom Himmel herabglitzernden Abendstern, nach dem das Auge so sehnd blickt, der aber ewig unerreichbar bleibt.

Sinnend trat er den Heimweg an. Mutter und Lenerl hatten ihn nicht ohne heimliche Sorge erwartet, doch als er ihnen die glückliche Nachricht von seiner Anstellung mitteilte, weinten beide vor Freude.

Michl aber sagte: „I hon viel verschuld’t in mein’ Leb’n, hon dir viel Kummer g’macht, Muaterl, von heut an sollst aber nur Freud’ an mir erleb’n. Und dir, Lenerl, will i a Bruada sei’, so lang d’ lebst, sei du mir a treue Schwester.“

Lenerl sah den Mann mit ihren seelenvollen Augen lange, lange an. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte: „I wünsch mir koa’ größers Glück, als daß ’s mi gern b’halts, du und dei’ Muaterl, mi arm’s, krank’s Deanl. I leb und stirb für enk.“ –

Und da wiederum die mit Flachs bebauten Felder sich mit blauen Blüten schmückten, viel hundert bunte Blumen in den saftig grünen Wiesen leuchteten, als die Drossel wieder jubelte am Hochwaldssaume, hielt Rudi Hochzeit mit der Leinwandgredl. Auch Michl war zu Gast in seiner neuen Uniform. Die beiden „Spezl“ bekräftigten aufs neue Treue und Freundschaft, und da sie die Wohlfahrt ihres Hauses nunmehr gründeten auf Arbeit, Ordnung und Gesetzesachtung, so empfanden sie gar bald das lang vermißte Glück – die Zufriedenheit.